



MARTIN ANTON  
NIEDERDORF

Der Schulzenhof  
zu  
Raben

Der Schulzenhof zu Raben

oder

Bauer und Weltbürger

Martin Anton Niendorf

Berlin

1877



---

Textvorlage: Google Books

Texterkennung: gImageReader

Font (Überschriften): FoglihtenNo04 by glukfonts.pl

Vektorgrafik (Sternchen): Freepik (<http://www.freepik.com/>)

Buchdeckel: erstellt mithilfe von ArtWeaver, IrfanView

Die Rechtschreibung wurde aktualisiert.

**Leonatus eBooks** unterliegen (außer deren gemeinfreien Teilen) den Urheber- und Leistungsschutzrechten. Die Nutzung dieses eBooks ist ausschließlich zu privaten Zwecken erlaubt; es darf ansonsten weder neu veröffentlicht, kopiert, gespeichert, angepriesen, übermittelt, gedruckt, öffentlich zur Schau gestellt, verteilt noch irgendwie anders verwendet werden ohne ausdrückliche, vorherige schriftliche Genehmigung.

Leonatus eBooks werden *wie besehen* ohne jegliche Gewährleistung kostenfrei angeboten.

© 2019 Leonatus eBooks

[Leonatus@freenet.de](mailto:Leonatus@freenet.de)

---

# Einleitung

**Z**wischen der Kurmark und der Provinz Sachsen türmt sich ein breiter Gürtel von Hügeln und Hochflächen aus. Er bildet die Wasserscheide des Havel- und Elbgebiets. Von alten Zeiten her heißt er der Fläming; er ist unter diesem Namen auf jeder Spezialkarte zu finden, und die unverbürgte Nachricht der Geschichte bekundet, Albrecht der Bär habe um das Jahr 1140 ehemaligen Bewohnern Hollands, den Flamländern oder Flämingern, welche um diese Zeit durch den Einbruch des Meeres bei Bildung des Zuidersees heimatlos wurden, hier Asylstätten geboten. Wir lassen dahingestellt, wie viel Wahres an dieser Nachricht ist. Kenner wollen in der Bauart der Gebäude gewisse Ähnlichkeit mit holländischer Gewohnheit finden; andere Merkzeichen deuten aber auf eine ältere Kultur, die vorher wenigstens bei den Wendenkriegen gänzlich zugrunde gegangen sein müsste; indessen verraten die durchgängig hohen Staturen mit schlichtem blonden Haarwuchs, dass die Bevölkerung allerdings rein deutschen Ursprungs sein mag, während die nördlich in der Tiefe liegenden »Buschdörfer« und die südlich gelegene Lausitz und Elbaue in Orts- und Geschlechtsnamen, im Körperbau der Bewohner unverkennbare Spuren des Wendentums verraten.

Derjenige Teil des Fläming, den die Anhaltische

Eisenbahn von Jüterbog bis Wittenberg durchschneidet, ist eben und monoton, allein der nördliche Abhang des drei Meilen breiten Hügelrückens ist von gar kühner Bildung. Hier reiht sich Hügel an Hügel in Formen, die den Vorlandschaften Thüringens und des Harzes gleichkommen, wo nicht gar dieselben übertreffen. Die Steilheit der Bergabhänge wehrt sich hier trotz des guten Bodens der Urbarmachung durch den Pflug, die Talsohlen ebenfalls, denn sie sind oft kaum einige Fuß breit und zerrissen von den Flutenmassen der Platzregen und des Tauwassers, denen nur der Rasen und das Wurzelgeflecht der Baumwelt mit teilweisem Erfolg widersteht. Wenn die Gebirge mit ihren Felsmassen uns die gewaltige Kraft der vulkanischen Eruptionen vergegenwärtigen, so setzt uns hier die Gewalt des Wassers in Erstaunen, das diese oft an fünfhundert Fuß hohen Sedimentbildungen in krausen Wellen niederschlug und wieder zu anderer Zeit aus den Gipfeln der Berge ihre erratischen Blöcke absetzte. Hier sind die noch seltenen »kräuterreichen« Hügel zu Hause, die geträumten Gefilde des eifrigen Botanikers, der auch die merkwürdigsten Ausbeuten findet. Die durchgängig mangelhafte Waldwirtschaft der Bauern hat hier noch einzelne Trüffelchen alter Kiefern, Birken und Eichen geschont, und junger Anflug hat sich selbst noch fleckenweis Bahn gebrochen. An den grünen Südabhängen erkennt man deutlich unter den sparsam

verstreuten Bäumen die terrassenartigen Steige, die die weidenden Schafherden hier bilden, während die Kieferndickungen, die den Nordabhang bedecken, jedem Berg das Ansehen eines Riesen geben, der den dunkeln Mantel von seiner Brust zurückgeworfen. Zwischen allem lacht hie und da ein breiteres Tal oder ein Stück ebener Hochfläche mit angebautem Ackerlande in seinen verschiedenen Farben zu den Hügeln hinauf: kurz, die Landschaft ist schön, — schön selbst für denjenigen, der mehr als See und Sumpf und Sand in seinem Leben sah. Und wenn Du nun als Wanderer stundenlang bergauf und bergab durch das Hügelwirrsal stiegst: da blickt Dir endlich eine breitere saftgrüne Landschaft entgegen, hinter der sich wiederum von drei Seiten gleiche Hügelketten erheben, während sie sich fern gegen Nordosten breiter und breiter ausdehnt. Es ist das Planetal mit seinen rieselnden Quellen, den ersten Adern des Havelgebiets, mit seinen Haselgebüsch und seinen Wiesen; zwei Dörfer im laubigen Obstbaumgrün und der hohe Kirchturm eines Städtchens, welches letztere der vorliegende Wald verbirgt, liegen friedlich im Grunde, und mit dem aufwachenden Winde vernimmst Du zuweilen ein Geklapper von mehr als einer Mühle, welche das Wasser des reißenden Baches in ihren Dienst gezwungen. Damit aber in diesem Landschaftsbilde auch das beste Stück der Romantik nicht fehle, erblickst Du links auf einsamer hoher Bergspitze den runden

Wartturm, der Dir das Mittelalter verrät. Noch ragt der Turm wenig heraus über die waldigen Wipfel, denn der Burgberg ist ebenso hoch wie derjenige Gipfel, aus dem Du stehst. Je näher Du aber kommst, je mehr entdeckst Du eine selten wohlerhaltene Burgfeste, ihres Namens: den Rabenstein, der mutmaßlich durch Zufall oder durch seine entlegene Lage vor der Zerstörung durch die Kriege bewahrt und vielleicht in der schlimmsten aller Verwüstungen — in der dreißigjährigen — durch die milde Hand Gustav Adolfs verschont wurde, der hier auf seinem Marsch zum Entsatz Magdeburgs, aufgehalten durch die unschlüssigen Kurfürsten, die Zeit versäumen musste. Das Werk liegt auf einer steilen, rings von waldigen Schluchten umgebenen Anhöhe, die, von allen Seiten an vierzig Fuß von behauenen Steinen ummauert, welche Mauer wiederum wahrhaft kolossale Strebepfeiler stützen, droben die achteckige Burg frei auf dem Haupte trägt. Die turmtiefe Schlucht, die von der vierten, der Nordseite, den Berg von seinem Zwillingsbruder trennte, und früher durch eine Zugbrücke mit ihm verbunden war, hat die friedliche Zeit in der Breite eines Fahrwegs zugeschüttet, weil auf dem Zwillingsbruder sich die Gebäude des Landbaus ansiedelten. — Die Domäne Rabenstein, jetzt Privateigentum des Herzogs von Anhalt, war früher kurfürstlich sächsisches Küchengut, und sie war es, der der Fläming im vierstündigen Umkreise frond und zinspflichtig war, bis die neue Zeit kam, die die

Verpflichtungen in Rentenbriefe verwandelte und ablöste, wobei sie selbst nicht einmal den Voigtsgroschen übrig ließ, der für den Rabensteiner Amtsboten jährlich sechzig Taler einbrachte, wiewohl nur jede zinspflichtige Hufe einen Groschen zu geben hatte, woraus, zu ersehen, dass dem Rabenstein 1440 Bauerhufen, das sind vier Quadratmeilen Landes, in Hand- und Spanndiensten und Schuttkorn untertan waren.

Drunten, dem Burgriesen gleichsam an den Fuß geschmiegt, liegt im Tal das Dorf Rabenau, schon zu Anfang des Jahrhunderts Rabene geschrieben, jetzt schlechtweg Raben genannt. Man geht den steilen Hang hinunter und wandelt auf Schlangenwegen durch liebliche Parkanlagen, bis der Fußweg in eine dicht bewachsene Schlucht aufläuft. Der Fuß wadet dann plötzlich in seinem Sande. Ein anderer steiler Vorberg, braun von Ansehen, sparsam mit alten krummarmigen Kiefern bewachsen, tritt von der Seite her ins Tal; fest an den hohen laub- und rasengrünen Bergstock gelehnt, leuchten seine Einschnitte weiß aus den braunen Heidekrautschluchten, und dem ersten Blick könnten sie wohl als schäumende Wasserfälle erscheinen. Allein das rauschende Leben fehlt; sie gleichen gemalten oder erstarrten Kaskaden. Dennoch leben und tosen sie zu Zeiten, wenn sich die Gewitter mit ihren Fluten an den Bergen entladen, oder wenn die tauenden Schneemassen mit rasender Schnelle von den Höhen stürzen. Da wühlen



die Elemente in den Eingeweiden des Berges, schlucken gierig den Sand ein und speien ihn wieder in der Ebene aus. So wadet Dein Fuß wohl zweihundert Schritte bis an die Knöchel; endlich gelangst Du an ein festes Zaungeflecht von eingeschlagenen Pfählen mit dazwischen geflochtenen Kiefernzweigen. An ihm ist der windflüchtige Sand schon zum Walle angeweht, ein Teil des Walles ist bereits mit Rasen belegt; die Menschen kämpfen hier mit dem Element, um ihre Felder vor Überschüttung durch die Winde zu schützen, denn sieh! von Wall und Zaun springst Du in das vier Fuß tiefer liegende Ackerland der Gemeinde, — schöner fruchtbarer Talboden mit grünen Roggenfeldern, die eben zu wallen anfangen und durch welche der Fußsteig sich langsam zum Dorfe hinschlängelt. Das Dorf selbst liegt unregelmäßig, denn der Boden ist es ebenfalls. Die Dorfstraße ist breit, in der Mitte glänzt ein Teich mit hellem, blauklarem Wasserspiegel. Von oberhalb her kommt ein Bach, ein Teil des hinter dem Dorf durch die Gärten fließenden Flüsschens, der den Teich speist; unterhalb des Teiches, etwa vierzig Schritte tiefer ins Grün hinein, klappert die Mühle, getrieben von dem auf dem Teich getretenen Bache. Drüben überm Wasser erkennt man an dem neuen einstöckigen modernen Hause die Pfarrwohnung; im Halbkreise von dieser nach der Mühle zu liegt zunächst die Kirche mit dem ummauerten Kirchhofe; neben diesem der Schulzenhof im Schatten

seiner uralten knorrigen Ulmenbäume. Der Hof steht wie alle Bauerngehöfte mit dem Giebel nach vorn, hat moosiges Strohdach und trägt seine beiden landesüblichen Hörner an der Firste. Das dunkelbraune Fachwerk mit seinem starken unversehrten Holze muss jeder Kenner von der Schwelle bis zum Dach als von festem eichenen Kern gebaut erklären; es verrät mit seinen engen Doppelkreuzfeldern schon in der Bauart zweihundertjähriges Alter und kontrastiert seltsam gegen die andern Gehöfte, deren kahles weitfugiges Fachwerk auf modernem jungen »Mohrrübenholz«, wie das Volk sagt, besteht. Und wirklich, über dem Vordach am eichenen Balken steht in eckiger Zimmermannszeichnung noch deutlich und lesbar: J 1652 R. Das ist das Denkmal des damaligen Besitzers Jerg Richter.

\* \* \*

# Erstes Kapitel – Der verlorene Sohn

**D**a zieht ein Pfluggespann in den Hof hinein, hinter ihm folgt ein zweites mit tänzelnden Pferden. Es ist der Schulze Martin Richter mit seinem Großknecht.

»Tu fünf Scheffel Heidekorn ein, Andreas«, sagte der Wirt beim Absteigen vom Pferde; »wir haben heut den fünfundzwanzigsten, das ist der Urbanstag; da muss man mit dieser Saat anfangen.«

»Hab' auch schon daran gedacht«, erwiderte der Knecht. »Werde schon das Korn säen, der Enke kann derweil eggen.«

»Denk' nur nicht, dass mir's Säen sauer wird«, sagte der Alte, der leicht eifersüchtig auf seine irgendwie angezweifelte körperliche Tüchtigkeit wurde. »Werd's selber säen; Du nimmst drei Pferde; die Felmstute kann heute mal Ruhe haben.«

»Lasst mich alle vier nehmen, das schafft rascher; das Felm kann bei der schönen Sonne mit hinauslaufen.«

»Das Felm kann Dich nur hindern und in die Egge treten, ist noch zu dumm. Mit vieren bist Du mir auch zu hart auf der Spur; da schmeißt man unnötig Samen weg oder fehlt; das leid ich nicht.«

»Dann kann ich Euch ja helfen beim Säen und das

Felm mag heimbleiben. Seht, die Lene will den Nachmittag recht viel Gras droben am Spring machen und ich soll's ihr am Abend auf dem Wagen mit heimbringen.«

»Die Lene kann ihr Gras selber heimtragen.«

»Sie tät's wohl, aber die Weibsleut' backen heut; da ist die Zeit knapp und das Vieh soll doch auch nicht Not leiden.«

»Meinetwegen«, sagte der Alte ärgerlich, »Du wirst mir die Weibsleut' noch ganz verwöhnen.«

Der Alte war ein Mann der Siebenzig, hagerer Gestalt, doch noch rüstig in seinen Bewegungen. Weißes halbkrauses Haar drang reichlich unter der runden mit Pelz verbrämten Mütze hervor, die die stete Kopfbedeckung der Bewohner dieses Landstriches bildet, und die sie nur in der großen Hitze abwerfen, um alsdann die starken Schädel ungeschützt der Sonne und dem Wetter preiszugeben. Die dichten, noch graufarbenen buschigen Augenbrauen bildeten eine fast gerade Linie und an den langgewachsenen Enden senkten sie sich in jähem Winkel, und gaben dem Angesicht etwas Hartes, das die steile wohlgebildete Nase und die hohe Stirn nicht mildern konnten. Der ganze Mann war so ein echtes Stück Geschichte von der Energie des Willens in der Menschengestalt, welcher firm und fest in dem, was er einmal erkannt hat, seiner Umgebung mit eiserner Hand

sein Gepräge aufzwingt. Jetzt stand er an der Gartentür und schaute über diese hinweg nach dem sich tiefer im Garten befindlichen Backofen, vor dem die Frauen beschäftigt waren. Ein Luftzug, der die Backgerüche daherwehte, machte, dass er den Geruchssinn höher hob, indem er murmelte:

»Das riecht so wahr nach Kuchen und Fladen! Was fällt doch der Frau und der Lene schon wieder ein?« —

Es musste ihm auffallen, denn erst vergangene Woche war das Pfingstfest gewesen, dem die endlose Backerei als würdiges Festvorspiel immer vorausgehen musste. Da rief er mit einem Male:

»Sollte der Jerg?« — Halt! Da war er an dem Punkte, dessen Besprechung er ein für alle Mal verboten und den er in seiner Gewissenhaftigkeit auch vor sich selbst nicht zu behandeln wagte. Allein die Gedanken sind weit widerspenstiger, als die Zunge; sie verfolgten auch bei ihm ihren eignen Weg und führten ihn unwillkürlich in den Kuhstall. Dort war vor acht Tagen ein Kalb angekommen; er hörte die Kalbin schreien; die Wirtin hatte das Kalb bis jetzt an keinen der darnach fragenden Schlächter verkauft. »Sollte? ...«

Er stöberte den Stall durch, das Kalb war verschwunden. Er stieg auf den Boden und fand dort auf dem Balken das frische Fell hängen. Gedankenvoll trat er in die Stube, in der die kleine Magd den Tisch besorgte.

Schweigend kam alles, wie es in diesem Hause nachgerade Gewohnheit geworden war; denn das Schweigen steckt an; ist es über eines gelegt, breitet es sich über alles andere aus, weil man im Gespräch nie berechnen kann, wo das eine anfängt und das andre aufhört. So kamen die Mutter, die Lene, der Andreas, der Enke und die kleine Magd und setzten sich. Lene sprach das Tischgebet und das Essen begann.

Mit dem letzten Bissen wandte er sich an Lenen, die er wohl leiden mochte:

»Dein Gras soll heut einmal der Andreas holen, wengleich ich nicht weiß, warum Du Dich unnütz im Hause versäumst.«

Zu seiner Frau aber sagte er ziemlich kurz:

»Was soll's mit dem Backen und Schlachten?«

»Weil wir Besuch erwarten, Vater«, antwortete die Matrone, »dem gute Pflege nothut.«

»Das ist wieder einmal Eure hinterrückische Mode, die Ihr Euer Lebtage nicht lassen könnt!« grollte der Alte. »Ich sage Euch, der Besuch, von dem Ihr sprecht, kommt nicht in mein Haus.«

»Wenn Ihr so redet«, erwiderte die Frau, »da kommt er freilich nicht. Euer Kind scheint Euch besser zu kennen, als ich; es hat sich beim Pastor zum Besuch angemeldet. — Lene, lang einmal den Brief, den der

Postbote brachte!«

Mit diesen Worten ging die Frau zur Tür hinaus. Lene holte den Brief vom Kaminsims und gab ihn dem Schulzen. Dieser seufzte und erbrach ihn mit trübem Gesicht. Er las lange und nachdenklich, legte ihn hin und nahm ihn wieder, währenddessen sich die Tür öffnete und der Pastor eintrat.

»Richter«, sagte der Pfarrer, »Euer Sohn ist heut aus dem Gefängnis entlassen.«

»Ich weiß, ich weiß«, nickte der Alte abwehrend, »er schreibt mir's eben!«

»Zürnt ihm nicht mehr, Richter, seine Strafe war hart genug, zwei Jahre Festung ...«

»Zürnen?« fuhr der Greis heraus, »was hülfe mir das! — Wenn ich das wollte, wem müsste ich da nicht alles zürnen! Zuerst Euch, Herr Pastor, dann der Frau, oh, oh, dann der ganzen Welt! ...«

»Ich verstehe«, erwiderte der Pfarrer. »Ich war schuld, dass Ihr ihn aufs Gymnasium brachtet, allein, dass die Schule nicht schuld war, seht Ihr doch an meinem Jungen, der mit dem Euren nach Wittenberg kam ...«

»Eben dahin musst' ich's gar nicht kommen lassen, weg von den Büchern musst' ich ihn nehmen und hinter den Pflug stecken, als er die Dorfschule und Eure Privatstunde verließ. Allein da hieß es, Welch ein

herrlicher Junge! Schickt ihn bis Prima oder Secunda, das muss einmal ein kluger Bauer werden, der seinesgleichen sucht. He, wo ist nun der kluge Bauer?«

»Das sind verborgene Wege Gottes, Schulze. Auch hat das mit dem Studium nichts gemein. Er konnte das alles lernen, brauchte er's einmal nicht, so frisst das kein Brot.«

»Larifari, frisst vorher, frisst nachher und hat obendrein meinem Jungen den Kopf verdreht; kurz Ihr seht's, auf dem klugen Bauer ist nichts geworden, und ich bin um meinen einzigen Sohn gekommen. Die Art von Gelehrsamkeit aber kann ich erst recht nicht begreifen, die ihn wie einen Dieb volle zwei Jahre ins Gefängnis gebracht hat.«

»Das war Jugendrausch, Richter, denkt doch an das tolle Jahr, in dem er gerade in der Hauptstadt war.«

»Das sag ich ja«, brummte der Alte, »hier hinter dem Pfluge hätte er den Kopf oben behalten. Seht, Pastor, ich bin nun der Dreizehnte seit dem kursächsischen Lehnbrief von 1546, der auf diesem Hofe saß. Ihr habt mir selbst gezeigt, wie Euer Kirchenbuch Ruck für Ruck seit jener Zeit einen Jerg oder Martin Richter als Schulzen aufweist; wie war ich froh, als ich diesen meinen Sohn als Georg Richter auf dem Taufbecken hob! Aber die Zahl Dreizehn scheint wirklich eine böse Zahl zu sein. Nun bin ich in die Siebenzig und könnte schon



längst drüben im Auszugsstübchen sitzen und doch muss ich fortwirtschaften, denn jener, der mein einziger Sohn ist, hat andere Dinge im Kopf. Er würde den Hof verkaufen, denn das Lehn bindet ihn in dieser neuen Zeit nicht mehr; aber so lang ich Willen habe, soll der Hof nicht in wildfremde Hände übergehen. Ach, wenn der Martin noch lebte, den mir der lappige Krieg in Schleswig raubte! ...«

Und der Alte blickte zum Fenster hinaus.

»Ich teile Euren Schmerz, Schulze, und ich befürchte, dem Georg wird das Landwirtsleben nicht mehr behagen; er ist nun einmal durch die Umstände darüber hinausgekommen. Was denkt Ihr denn, dass er anfangen will, wenn er wiederkehrt?«

»Hier steht's im Brief, will noch einmal seine Heimat sehn, fabelt von den schönen Bergen und dem stillen Tal, — ich wollte, er fabelte lieber von dem schönen schulden- und pachtfreien Sechshufengut, das er sein nennen könnte! — klagt über die ausgelebte, verrottete alte Welt, verlangt tausend Taler und will nach Amerika.«

»Euer Sohn hat auch mir geschrieben und mich um Aufnahme in mein Haus gebeten, da er nicht weiß, ob Ihr ihn annehmt. Nun seid mild, Richter, vollends bei der Auswanderungskrankheit, die das Gemüt Eures Sohnes eingenommen! Da müsst Ihr umso mehr Geduld mit ihm haben; ich bitte Euch, nehmt ihn wieder bei Euch auf und

tut, als sei nichts geschehen.«

»Kann nicht«, sagte der Alte ernst; »hab' hier das Tischtuch entzweigeschnitten, als er von wegen der Universität beim Essen im Beisein des Gesindes gegen mich aufbegehrte, und habe geschworen, ihn nimmer anders auf dem Hofe zu dulden, er träte denn, wie ich von Anfang an gewollt, als Knecht in die Wirtschaft ein.«

»Das kann er doch aber nicht, denn sein Leben ist ja ein ganz anderes geworden.«

»Dann mag er umkehren, das ist keine Schande. Wär's wirklich nicht möglich, nun, so ist's nicht meine Schuld, warum hat er's nicht früher versucht, wo's noch Zeit war? — Stattdessen setzte sein Trotz den Trumpf drauf, nie wieder diese Schwelle zu betreten, wo ich ihm nicht Abbitte tu. Damit schied er damals, und wieder steht davon im Brief. Allein das geschieht nicht und wenn er darüber in die fremde Welt geht.«

Da öffnete die Schulzin die Küchentür, an der sie gelauscht haben mochte, da offenbar der Pastor mit ihr im Einverständnis handelte.

»Ach, Vater, sei doch endlich wieder gut gegen ihn«, schluchzte sie; »denk doch, er will über das weite Meer ziehn, da ist noch niemand wieder zurückgekommen. Wenn er nun nicht heimkommen darf, wie können wir ihm das ausreden? Ach, ich ertrag's nicht, wenn ich

meinen liebsten Sohn auch noch verlieren soll! ...«

Sie hüllte ihr Haupt in die Schürze und weinte.

Der Schulze ging mit großen Schritten durch die Stube.

»Ha, so ist er mir schon längst verloren, und Deine Schuld ist's, Mutter, dass er so aufsässig gegen mich war. Ja, als er wider meinen ausdrücklichen Willen als Student nach Berlin ging, da hast Du ihm die Mittel heimlich zufließen lassen, — ich weiß heut noch nicht, wo Du sie hergenommen hast. Nun soll ich eintreten, soll helfen, wo Ihr's zersitzt und verzwickelt habt? Meinetwegen geh er nach Amerika.«

»Das weiß ich wohl«, erwiderte die Frau bitter, »bei Dir hat man weiter keinen Trost, als dass Du hart bist und hart bleibst. Du wirst ihm wenigstens die tausend Taler verweigern, und er bekommt Zeit, sich zu besinnen.«

»Die wird er sich auf sein Erbteil zu leihen wissen, Frau! Ein Sohn, der so stets wider meinen Willen gehandelt hat, wird sich auch nicht scheuen, eine Anweisung auf den Tod seines alten Vaters auszustellen.«

Die Frau horchte hoch auf, diese Möglichkeit erfüllte sie mit Schrecken. Schmerz und Not machten sie wieder weich.

»Ach, wenn das nicht hilft«, sprach sie, »so bitte ich Dich um Gotteswillen, Mann, mach Deinen Frieden mit ihm und lass alte Dinge begraben sein. Er ist ja doch

immer unser Sohn, und im Grunde seines Herzens so gut, so liebevoll, und wo er hart ist, wenn er gereizt wird, da hat er's von Dir geerbt, denn Du bist Dein Lebtage nicht anders gewesen.«

»Nimmer so widerspenstig wie dieser. Wenn ich meinem Vater geboten hätte, was mir mein Sohn bot, ich wäre auf diesem Flecke geblieben.«

»O Mann, denk' an Deinen Vater, als er alt und wunderbarlich war und drüben in der Auszugsstube saß.«

»Frau, Gott straf' Deine Rede! Bin ich wunderbarlich in dem, was ich verlange?«

»Bedenkt, Schulze«, warf sich hier der Pfarrer dazwischen, um das Gespräch nicht noch heftiger werden zu lassen. »Bedenkt, dass Güte hier nichts verderben kann, Zorn und Strenge aber alles. Richter, wollt Ihr zu mir und Eurem Georg sagen, wenn ich mit ihm Arm in Arm in diese Türe trete: Seid beide Gott willkommen, ich bitte Euch, nehmt Platz da?«

»Zu Euch allerwegs«, entgegnete jener, »aber nicht zu ihm.«

»Nun denn, nichts für ungut, Schulze, so wird Euer Sohn in meinem Hause willkommen sein.«

»Soll mir recht sein, Herr Pastor, die Frauen werden ohnehin Euch wacker helfen, dass Ihr ihn wie den verlorenen Sohn empfangen könnt; ich kann ihn nicht also

empfangen, so lange er nicht weiß, dass er ein verlornen  
Sohn ist.«

\* \* \*

## Zweites Kapitel – Der Weltbürger

»Wo o bau' ich dich wieder auf, du Welt meiner Kindheit?« ... so rief ein junger Mann hinab in das liebliche Tal. Er saß mit seinem Notizbuch auf dem Schoße an einem jener Hügelabhänge, die wir am Eingang dieser Erzählung beschrieben. Sein Gesicht war ausnehmend blass, barg aber in seinen schönen Formen jenen eigentümlichen elegischen Zug, der die natürliche Folge des kritischen Denkens und der Wissenschaft ist und dem der einzige durchschlagende Gedanke, der überhaupt dieser Traumwelt möglich, sein unauslöschliches Gepräge aufdrückt. Reden wir nicht von diesem sonderbaren Gedanken, der, wenn er eben zur Tat werden könnte, das ganze Menschendasein ernstlich in Frage stellte.

»Besser ist's, wir wären nicht«, sagt der Frankfurter Philosoph und damit Punktum.

Die Mittagssonne lag auf der Frühlingslandschaft; Berge, Tal und Waldesgruppen ließen's sich wohl sein in der goldnen Strahlenspende. Drüben an den Bergen leuchteten die Birken in lichtgrünem Glanze auf dem Dunkel der braunfarbigen Nadelwälder, über diesen wieder erhob sich manch kahler Bergesscheitel, still in die Bläue blickend, wie ein Ältervater, der entblößten Hauptes sein Gebet spricht. Drunten im Grunde lag in

hellen Farben das Dorf, aus dem feinen blauen Lufttöne hoben sich Kirchturm und Häusergiebel in klaren Linien ab; — da lag das freundliche Pfarrhaus in Flieder- und Jasmingebüsch, da blickte der braungefachte Giebel des Schulzenhofes so gedankenvoll zu ihm empor; der Teich strahlte wie eine zweite Sonne und von dem treibenden Mühlrad glitzerten glänzende Funken auf. Hier am diesseitigen Hange sangen die Vögel, die Nachtigall erging sich in abgebrochenen Kadenzen, die Luft schwirrte von Lerchentrillern und neben ihm schmetterten die Finken im lieblichen Wettgesang, — alles war Liebe, Ruhe, Genuss. Der Betrachtende erhob das Haupt, wie in leisem Erstaunen.

»Ist es denn wahr? Bist du denn wirklich, was die Traumwelt des Menschengeschlechts Leben nennt? ... Warmes, rotblütiges Leben — Glaubensartikel meiner Kindheit — wohnst du hier, dass du mein Herz wieder gefangen nimmst, während ich dich draußen in der Welt jahrelang vergebens suchte und an deinem Dasein zweifelte? Hier, hier war ich Kind. Alles, was hier um mich lebte, war hell, klar und unzweifelhaft; dies Dorf, dies Wasser, diese Blumen, diese Wälder, diese Berge! ... bis die nimmersatte Sehnsucht zu fragen anfing, was wohl hinter jenen blauen Bergen sei? Von hier zogst du als Jüngling aus, gelockt und gerufen von Stimmen und Liedern, die wie Äolsharfenklänge deine Sinne berauschten, um die Beherrscherin der Welt, die Wahrheit

zu suchen. Du fühltest dich beschränkt, zweifelnd und unklar, — nicht allwissend, nicht allmächtig; aber du glaubtest an die Schrankenlosigkeit ihres Zepters, an sie, als die Sonne, die majestätisch, allbezaubernd, allbewegend, und allerweckend in deiner träumerischen Hoffnung aufging. Sie leuchtete auch für dich, der du im niedern Bauernhof geboren wardst, denn du fühltest den göttlichen Funken in dir, den untrüglichen Leitstern, der dich auf dem Zwielight des Irrtums in die Region des ewigen Lichts erheben sollte ... o, und du sankst nur tiefer und tiefer in die Nacht, wo Sein und Bedeutung dir schwand, wo der Funken verglimmte und nur eines in schrecklicher Gewissheit dir entgegentrat ... das Nichts!«

Er barg sein Haupt in beide Hände, als wollte er die Welt seiner Gedanken verscheuchen, — allein seine Brust atmete die wonnige Luft des Waldes, sein Gemüt dehnte sich aus in der wunderbaren Ruhe der Landschaft und sein Ohr ließ sich hin und her locken von dem Wechselgesang der Finken.

»Du hast es mit den höchsten Illusionen des Menschenlebens versucht, — mit der Sehnsucht in die Ferne, mit der Wissenschaft, mit der Freiheit, mit dem Kampfe, mit dem Märtyrertum für die Menschheit ... Du hast rastlos gestrebt, den Idealen deiner Brust die Kongruenz der Wirklichkeit zu suchen ... wirf einmal die Truggebilde über Bord —«, rief eine freundlich



mahnende Stimme in ihm — »fang einmal an, verstehen zu lernen, was diese stets inkongruente reale Welt eigentlich sei und was sie von dir will ... Wie? Wenn du dies alles mit dem einsamen Leben in diesem Tale vertauschtest — unbekümmert um allen Zorn, allen Jammer, allen Streit und Hass, all den Zwiespalt der Menschheit, selbst dein eigen Herz einlullend in die süße Gewohnheit, die dir auf diesem Tal so lieblich entgegenlacht? — Es mag auch eine Illusion sein, allein ist — Amerika keine??«

Da gähnte hinter ihm jemand laut; es war sein Reisegefährte, der im Schatten des Waldes den Schlaf gesucht.

»Georg, ewiger Träumer«, rief jener sich erhebend dem Sinnenden zu, »wie lange hab' ich geschlafen?«

»Über eine Stunde«, war die Antwort.

»Ah ...« dehnte sich jener, »der Schlaf hat mich köstlich gestärkt nach dem anstrengenden Marsche; dass dieses unser heimatliches Nest auch so ganz abseits in einem wahren Winkel der Welt liegt! — Du hast indessen wieder mit wachenden Augen geträumt, wie es Deine alte Gewohnheit ist.«

»Ich nahm ein Gedicht vor, um daran zu feilen, und darüber bin ich in allerhand wunderliche Gedanken gefallen.«

»Du lasest vorhin laut und die Verse lullten mich süß in Schlaf; sie klangen gut.«

»Ich habe sie am letzten Tage meiner Gefangenschaft hingeworfen in dem Angedenken, dass ich heut auf diesem Platze sitzen werde.« —

»Das ist ja interessant, lies sie mir noch einmal, dass ich sie wachend höre.«

Georg las:

*O Heimat, Heimat, rings umhegt von Hügeln  
Mit weißem Haupt, das dunkle Fichten kränzen  
Gleich Dünen, die ein Eiland fest verriegeln! —  
O ja! Ein wildes Meer warf seine Wogen  
Mit Donnersturm an deine stillen Grenzen.  
Ein Trümmermeer von Seufzern, die betrogen,  
Von Freiheit, Irrtum, Glauben, Hoffen, Wähnen,  
Von Schlacht und Feldgeschrei, von Blut und Tränen.*

*Doch fest und ehern standen deine Dünen,  
Wie schreckensvoll die Brandung sie beschrieben;  
Sie standen siegreich, nie bezwungne Hünen. —  
Du warst mein Paradies, du stilles Tal!  
Ich war ein Adam, der, weil nicht vertrieben,*

*Freiwillig seinem Eden sich entstahl;  
Damit er unter irren dunkeln Sternen  
Was er verschmäht, sollt' heiß beweinen lernen.*

*O Heimat mein, an deine Mutterbrüste  
Nimm wieder auf dein Kind, das täuschungsmüde,  
Schiffbrüchig warf die Welt es hier zur Küste!  
Lass es die Vögel wieder singen hören,  
Die Nachtigall mit ihrem süßen Liede.  
Es will auch fromm sein, niemand will es stören;  
Nur will es, wie vor Jahren, mit Entzücken  
Dem Lenz im Tal die Erstlingsblumen pflücken.*

»Gut, gut«, nickte jener, »eine schöne Apostrophe an die Heimat; — nur wieder etwas krank und schwermütig, was mir an Dir unbegreiflich ist.«

»Wie mir Dein blinder unverwüstlicher Frohsinn unerklärlich.«

»Lass' es, Georg, ich bin nun einmal so. Aber sieh hier, ich habe vorhin, ehe ich einschlief, das Dorf und jene Berge skizziert, und ich will zu Hause die Zeichnung vollenden, um ein Andenken mit in die weite Welt zu nehmen. Sieh, Freund, wie jetzt die Sonne hinter der

Frühlingswolke wieder hervorbricht und ins Tal leuchtet!  
Die Gegend ist wirklich kapital ...«

»Kapital, — in ihrer Abgeschlossenheit«, murmelte Georg nachdenklich.

»Das eben tadle ich an ihr, diese Weltwinkel sind nicht meine Passion. Indessen, wir wollen hinab ins Dorf, der Anblick meines Vaterhauses erweckt meinen Hunger.«

»Es wird mir schwer, hinunter zu steigen, denn meiner wartet kein Empfang. Ich möchte Dich beneiden, der Du mit dem Diplom des praktischen Wundarztes erster Klasse in Dein elterliches Haus trittst ...«

»Umso mehr wird es Aufregung geben, wenn wir von unserm Projekt verlauten lassen ...«

»Von welchem Projekte?«

»Nein, wo Du nun wieder mit Deinen Gedanken bist! Haben wir nicht auf dem ganzen langen Wege von Wittenberg her unsre Reise nach Amerika besprochen? Hab ich Dir nicht in allem Ernst gesagt, dass ich mir das Terrain besehen möchte, zumal ich mit Dir, altes Haus, die Fahrt unternehmen kann?«

»Wer weiß, ob wir reisen, reden wir noch nicht davon.«

»Aha, die Muttermilch fängt an zu wirken ...«

»Nein, Franz«, rief Georg heftig, »ich bin immer

bereit, wenn mir dieses Tal wieder zu eng wird. Allein was tut's, wenn es mir die Unendlichkeit ersetzt?«

»Weltbürger!« rief der andre und sah ihm lachend ins Antlitz. »Du und dies enge Tal! Du bist wunderbar!«

Georg schwieg und sie nahmen ihre Ranzel und wanderten dem Dorfe zu. Den Pfarrerssohn brachte mehrmals das Hinabsteigen auf das Studentenlied: Was kommt dort von der Höh! — allein der liederliebende Georg wollte durchaus nicht mit einstimmen.

\* \* \*

## Drittes Kapitel – Zum Torweg

**I**n der Wohnung des Pfarrers ward bald die helle Freude laut. Der Sohn des Hauses war unverhofft gekommen. Die bange Sorge, die für den im Examen Begriffenen seit einer Woche über der Familie lastete, machte dem unverhaltenen Jubel Platz, den die Kunde von der glücklichen Beendigung der Prüfung hervorrufen musste. Eltern und Geschwister fanden kein Ende, den Gast zu umarmen und ihn mit Fragen der Teilnahme zu bestürmen. Indessen stand Georg still am Fenster und blickte hinüber zu seinem heimatlichen Hause. Warum konnte er denn nicht auch ein wohlgeratenes Kind seiner Eltern sein? Er kannte den Pfarrerssohn als seinen langjährigen Schulkameraden, der ihm sogar persönlich anhänglich war, er schätzte dessen Herzensgüte, von der er wahrhaft rührende Beweise hatte. Allein, wenn er den Freund nach seiner Fähigkeit maß, so reichten diese gerade ebenso weit hin, die vorgeschriebene Weisheit der Welt zu kapieren, doch Sinn und Ahnung für alles das, was darüber hinauslag, schien ihm gänzlich zu fehlen. Immer war er in der Schule der Leistung mitten drunter gewesen, so im Studium, so im Korpsgeist, so im Burschenleben. —

»Was ist es denn«, dachte er, »dass dieser Glückliche sein *misce* und *probatum est* nach richtiger Vorschrift schreiben lernte? — Lerne viel und — denke wenig; das

Denken überlass eben denen, die den Beruf dazu empfangen, das scheint wirklich die große Lebensaufgabe zu sein. — Weil Du etwas Edleres und Besseres in diesem Erdenstaube suchtest, darum warst Du stets unglücklich, darum traf Dich der Vorwurf Deiner Eltern, Deiner Lehrer, ach des ganzen jetzt lebenden Geschlechts; darum verschloss sich hinter Dir die Pforte des Gefängnisses, und mit Deiner Freilassung trittst Du nun in die Welt, gezeichnet mit dem Kainsmal der Bescholtenheit ... Lerne viel und denke wenig ... o ich Tor, das hätte ich auch hinter dem Pfluge meines Vaters praktizieren können ...«

Indem er sich so in seinen irren Gedanken erging, fühlte er die Hand des Pfarrers auf seiner Schulter.

»Georg«, sagte dieser, »Sie sind mein Gast, sind Kind in meinem Haus. Entschuldigen Sie uns und unsre Freude über Franz.«

Georg wandte sich, das Auge war ihm feucht.

»Ich danke Ihnen, Herr Pfarrer, und ich ahne, was Ihre Worte zu bedeuten haben. Sie haben meinen Vater gesprochen.«

»Ja.«

»Und er ist heut noch so hart gegen mich, wie vor vier Jahren?«

»Er kann seine fehlgeschlagene Hoffnung nicht

vergessen, und doch ist es ein sträfliches Zürnen wider Gott und Menschen, sich so mit seinen vorgefassten Plänen dem Geschick zu widersetzen. Ich fürchte, er gibt dem Andreas den Hof und setzt Ihnen eine schmale Rente aus, ohne Ihnen jemals das Geschehene zu vergeben. Was wollen Sie nun anfangen?«

»Ich bin wie ein neugeborenes Kind, ich weiß es nicht.«

»Sie müssen die Jura weiter studieren, lieber Georg, und beim Referendar wieder anfangen; dazu müssen Sie aber vor allen Dingen Ihre politischen Ehrenrechte wieder zu erlangen suchen.«

»Das ist unmöglich«, erwiderte Georg, »denn ich erniedrige mich nicht zum Bekenntnis angeblicher Sünden.«

Der Pfarrer sah ihn zweifelnd an.

»Denken Sie im Ernst an die Auswanderung? Können Sie sich einbilden, dass die Welt drüben ein Haar anders sei, als hier? Wollen Sie Ihrer würdigen Mutter auch dieses Herzeleid noch antun?«

»Ach meine Mutter«, rief der Sohn in lebhafter Erregung, »wenn ich sie sprechen könnte!«

»Gehen Sie zu ihr hinüber. Ihr Vater fuhr mit dem Andreas ins Feld.«

»Nein, Herr Pfarrer, ich handle nicht dem Verbot meines Vaters zuwider.«



Der Pastor schüttelte das Haupt und murmelte etwas von diesen »Starrköpfen« und wollte eben seine Magd zum Schulzenhof hinüberschicken, als die Mutter Richter an der Hand der Toni, der jüngsten Tochter des Pfarrers, schon über die Straße daher eilte. Bald lagen sich Mutter und Sohn in den Armen, ohne den Schmerz unterdrücken zu können, der hie und da sich schluchzend Bahn brach. Die Freude fühlt meistens mit natürlichem Takte, dass sie dem Schmerz aus dem Wege gehen muss. So entfernte sich der Pfarrer in seine Studierstube, Franz und die Schwestern suchten den Garten auf.

Als sie nach einer guten Stunde wieder in die Stube traten, war ihre Verwunderung nicht gering, als sie weder die Mutter, noch den Sohn darin fanden. Nur die stille Toni hatte sie beide Hand in Hand über die Straße und — die Schwelle des Hauses meidend — zum Tor weg in den Hof eingehen sehn.

\* \* \*

## Viertes Kapitel – Noch ein Richter

**D**er Alte säete indessen draußen auf der wüsten Mark Wulkow sein Heidekorn. Dieser Acker lag jenseits der Talberge nach Norden zu. Man musste einen ziemlich steilen Hohlweg hinauf, der zugleich ein Wasserlauf, oft die schwierigste Passage bot, wenn ihn die Fluten zerrissen hatten. Droben aber bildeten die Hügel eine Hochfläche, die aus mittelgutem kräftigem Lehmboden bestand. Aus der vor zwei Jahren endlich zustande gekommenen Separation hat der Schulzenhof das ganze schöne Wolkenfeld, wie die Bauern es nannten, fast allein erhalten. Die andern fünf Bauern hatten sich in das leichtere Mittelfeld, das westlich in geringer Erhöhung über dem Tal lag, und in das vorzügliche Talfeld, das sich unterwärts im Tal nach Osten hinzog, geteilt. Talfeld, Mittelfeld und Wolkenfeld bildeten vor der Separation die Gemarkungen der alten Dreifelderwirtschaft, in denen jeder nach Anzahl seiner Hufen seine Parzellen besaß, die im unabänderlichen Turnus mit Winterung, dann mit Sommerung bebaut und in jedem dritten Jahre gebracht werden mussten. Dass der Schulze bei der neuen Teilung ein ganzes Drittel bekam, war kein Wunder, denn er besaß neben den drei Erbhufen, auf denen jeder Bauerhof bestand, noch drei zinsfreie Lehnhufen; sein Gut war also doppelt so groß, als jedes der andern Bauern. Von diesem Wolkenfeld zog sich eine

breite Mulde gerade in der Richtung aufs Dorf hinunter, es war ein Bruch voll wilden Gestrüppes und Brombeerranken; auch dieses war dem Schulzenhof als Anteil von der Gemeinheitshufung zugefallen. Unterhalb des Bruchs begannen die Talwiesen und an diese stieß, getrennt durch den rauschenden Fluss, der Garten und das Gehöft. Das ganze Besitztum von beiläufig 550 Morgen war schön arrondiert. Sein einziger Übelstand war jener Hohlweg, auf dem man das über hundert Morgen große Bruch, den Bach und die Wiesen in weitem Umkreise umgehen musste, um auf das Wolkenfeld zu gelangen.

Mit landwirtschaftlichen Augen betrachtet, war weder der Schulzenhof, noch sonst eines der Güter von irgendwelchem Ertrage, wenn man den Grundwert der Güter auch noch so mäßig anschlug. Diese häufige und scheinbar unerklärliche Tatsache findet ihren Grund darin, dass der Acker, an sich eigentlich Naturkraft (wie der Dampf und das Wasser) und somit wertlos, erst seine Rente bringt je nach der Summe der Arbeit, die auf ihn direkt oder auf sein Instrument, den Wirtschaftshof, verwandt worden ist. Der Bauer nun, obwohl an sich fleißig wie ein Pferd, wendet, indem er alles womöglich selbst tun will, eben auch nur das geringste Maß von Arbeit an seinen Boden. Bei dem Bann der Dreifelderwirtschaft war das Maß der Arbeit ohnehin von alters her zugeschnitten; in unserem Fall war nun zwar diese Fessel gesprengt, allein der mit den vielen

Separationskosten verbundene Übergang veranlasste zunächst durch den Felder- und Bestellungswechsel noch ausnahmsweise einen Rückschlag im Ertrag. Fast die Hälfte des Wolkenfeldes lag in Heidekraut und Schafweide wüst; das sumpfige Bruch war vom Weidegang des Rindviehs zertreten, lückenhaft mit verkümmerten Erlen bewachsen, kurz, mit seinen Kaupen und Brombeergebüschen eine trostlose Wüstenei. Es sah daher bei einem Bauer wie bei dem andern aus. Hatte er bei dieser seiner Wirtschaft die hohen Grundsteuern, die Pachte an den Rabenstein und den Zehnt an die Pfarre gegeben, so blieb ihm oft nicht so viel übrig, dass er die wenigen Gesindelöhne und kleinen Handwerkerrechnungen bezahlen und seine geringen Bedürfnisse bestreiten konnte. Gingen einmal die Fruchtpreise in die Höhe, so geschah es wohl, dass ihm von dem Wenigen, was er an den Markt bringen konnte, ein Überschuss blieb; dies wurde meistens von den schon längst wartenden Reparaturkosten an Hof und Geschirr verschlungen, im günstigsten Fall wurde es aufgesammelt in silbernen, zinslosen Talern, um zur Mitgabe der jüngern Kinder zu dienen. —

Vor allen Dingen galt es bei dem Bauer, schuldenfrei auf seinem Hofe zu sitzen. Einen Besitzer mit nur einigen hundert Talern Schulden hielt man für einen verlorren Mann, und er war es in gewissem Sinne, weil das Gut gewöhnlich bei der gang und gäben Art der

Bewirtschaftung selbst nicht die wenigen Zinsen als Überschuss herausbrachte. Auf diese Weise ward das Kapital ein gefräßiger Mitesser, wiewohl es in anderen Geschäften oft der rüstigste Arbeiter ist. Warum dies bei der Landwirtschaft nur ausnahmsweis und nur unter besonderen Umständen der Fall ist, können wir hier nicht erörtern. Die Furcht vor Schulden war stets die Veranlassung zu den großen Ungleichheiten, mit denen die Erbregulierungen auf den Bauerhöfen vor sich gehen. Da müssen diejenigen Kinder, die den Hof nicht bekommen, mit ebenso vielen Hunderten hinaus in die Fremde, als der Erbe des Hofes an Tausenden in Grundwert behält. Auf diese Weise war Andreas der Knecht, ein Enkel des Großvaterbruders von Martin Richter, eine Waise, der nichts sein nannte, als die Kraft seiner Hände und die wenigen ersparten Taler seines Lohnes. Auf gleiche Weise war Lene die Tochter der Schwester Richters, ein Kind auf einem ärmlichen Kossätenhof, in dem ihre Mutter als Auszugswitwe im benachbarten Dorfe lebte. —

Der glückliche Vogel, der im Neste blieb und an seine Geschwister das geringe Erbteil auszuzahlen hatte, handelte wiederum gemäß seiner Bauernnatur. Er ging aus, soviel Geld oder noch mehr zu suchen, indem er damit eine Frau in den Kauf nahm, wobei die Eigenschaften der Person, als Liebe, Schönheit, Wirtlichkeit und selbst guter Leumund genau nach den

blanken Talern gemessen wurden, die sie auf den Tisch zählen konnte.

Doch kehren wir zurück zum Wolkenfelde. Hier säete der Schulze seinen Buchweizen und er war selbst so gnädig, sich heut vom Andreas helfen zu lassen, während der kleine Enke mit den vier Pferden zu eggen versuchte, aber wenig von der Stelle kam.

Das Wolkenfeld war wieder nach der alten Gewohnheit in drei Abschnitte geteilt. Ein Drittel wogte in mittelmäßig bestandenem Roggen, auf einem zweiten Drittel stand auf einer Flur schon aufgegangener Hafer, die Gerste wartete auf einem andern Teil der Einsaat, und auf dem letzten Teil dieses Feldes ward eben der Buchweizen dem Boden übergeben.

Als sie beim Wiederfüllen des Sätetuchs am Sack zusammentrafen, sagte Andreas:

»Habt doch das beste Los bei der Verteilung gezogen, Schulze; so eine ganze schöne Mark, just so weit wie der Himmel und die Berge reichen.«

»Ich weiß nicht«, wandte der Alte ein, »mein Dünger im Talfeld tut mir heut noch leid, denn ich dachte immer, das vorderste Drittel im Talfeld zu bekommen, wie sich's gehörte, bis mich der Kommissär fürs Wolkenfeld beschwatzte. Es bleibt dabei, jenes war im bessern Zustande und ich hab' Schaden.«

»Darum ist das Talfeld auch erster Klasse bonitiert und das Wolkenfeld zweiter; hättet drunten kaum zwanzig Morgen für dreißig hier oben bekommen; und wenn ich genau zuseh', ist eigentlich der Wolkenboden egal und besser, als der Talboden. Ihr werdet's sehen, wenn nur erst etliche Jahre um sind.«

»Ja, wer das noch erlebt«, seufzte der Alte abgewendet und sein Tuch zusammenfassend, das er gefüllt hatte. Plötzlich drehte sich der Greis um und fasste mit der Linken fest auf des Knechts Arm:

»Andres«, rief er und sah ihn durchdringend an, »Du musst von der Lene lassen.«

Verwirrt von der plötzlichen Wendung des Gesprächs, von der er sich keinen Vers machen konnte, wusste Andreas nichts als ein langsames »Warum?« herauszubringen.

»Warum? Weil ich Dir sag, sie passt nicht für Dich.«

»Ich dachte just, das passt erst recht. Hab mir immer gedacht, wenn's einmal sein soll: Du hast nichts und sie hat nichts, das ist gleiche viel und gleiche wenig. Das passt wie Hundert zu Hundert und Tausend zu Tausend, wie man allerweg feilscht.«

»Andreas, Junge, soll ich Dir's ganz verdeutschen? Bist meines Großohms Enkel, bist noch ein Richter von drunten auf dem Hof. Warte, kann's nicht passieren, dass

Du den Hof kriegst?«

»Aber Schulze, Euer Sohn ...«

»Kriegt ihn nicht, wenn er ihn verkaufen will, aber ...  
Du musst von der Lene lassen.«

»Die Lene ist ja auch Eure Nichte und ein gescheutes, braves Weibsbild. Das wär' eine Wirtin, wie sie nur auf einen Hof gehört und ... Schulze, mich dünkt, Ihr mögt sie wohl leiden.«

»Dummbart«, herrschte der Alte und seine Augenbrauen zogen sich gegeneinander, wie zwei finstere Wolken. »Wohl leiden — gehört nicht hierher. Wer den Georg auszahlen muss, kommt hoch heran — dazu gehört eine reiche Frau.«

Andreas hing den Kopf, die Antwort verging ihm im Angesicht des Alten, verwirrte Gedanken stiegen ihm in das Gehirn.

»Nun geh und egg', der Enke prudelt«, sagte der Schulze und Andreas ging.

Der Alte säete sein Pensum fertig, mechanisch traktierte der Knecht seine Pferde mit gleichmäßigem hott! und hü! —

Als die Saat eingebracht war, spannte er die Pferde an den Wagen, um für Lenen das Futter zu holen, zu der der Enke schon vorausgeschickt war, um das Gras auf dem Bruch tragen zu helfen.



\*\*\*

## Fünftes Kapitel – Siehst Du den Hof

**D**as Viergespann jagte quer über die weite Brache, denn die Sonne begann sich stark zu neigen. Als er rechts am Roggenschlag umbog, traf Andreas den Schäfer, der den langen Stock unterm Arm, langsam der Herde vorangehend, im Gange strickte.

»Thomas«, sagte Andreas ärgerlich streng, »willst Du wieder durchs Bruch treiben? Weißt doch, wollen die Kuh im Stall halten, weil das zertretene Moor sich wieder benarben soll.«

»Ihr behaltet doch noch genug für die paar Stücken Vieh. Will auch bloß an der Seite hinunter; mein Vieh will auch zur Veränderung mal ein Maul voll Rasengras.«

»Ha, schlau bist Du immer; am Rande wächst gerade das beste Futter und die Küh sollen die schartige Segge fressen, die Deine Schafe nicht anrühren. Ich sage Dir, es geht nicht, was soll werden, wenn die Lene nicht auskommt? Bleib mir zurück, sag ich!« —

»Glaubst Du, ich hätt' auf der Brache Überfluss? Ich kann doch die Schaf nicht hungern lassen; alle Jahre lasst Ihr weniger Brache liegen und des Viehs wird immer mehr.«

»Wo kriegte doch mal ein Schäfer seinen Hals voll! Ich glaub', wenn wir gar nichts mehr bestellten, wär's noch nicht Brache genug. Jetzt sag' ich Dir's, bleib vom Bruch

oder ich sag's dem Schulzen.«

»Dem Schulzen? Ho, Andres, der sieht mich allein hier oben und hört meine Glocken läuten, wenn er mich sehen und hören will. Das ganze Geträtsch mit dem Bruch ist ein Stück von Eurer neuen Mode, die Ihr mit den Weibern versuchen wollt. Ich dachte, Andres, Du wartetest bis an den Nimmermehrstag, wo Du's Befehlen kriegst«, höhnte der Schäfer und trieb geraden Wegs ins Bruch hinein. Dem Knecht schwoll die Zornsader, schon wollte er vom Wagen springen und den Schäfer mit Gewalt auf dem Bruch treiben, allein, wie um sich zu beruhigen, sprach er laut zu sich selbst:

»Boß' Dich nicht. Andres, der Thomas ist und bleibt ein grober Kerl. Ich will's der Frau und der Lene sagen, er soll acht Tage lange nichts als Salz zu seinem Brot zu lecken haben, weil er den Kühen das Futter nicht gönnt; das wird helfen ... So ein Schäfer aus der alten Wirtschaft passt durchaus nicht in die neue. Biegen oder brechen müsst' es, wenn ich nur Herr wäre ...«

Und Andreas schaute ins Tal hinab, wo die eben untergehende Sonne die Giebel des Dorfs und die hohen Laubkronen mit ihrem letzten glühenden Rot übergoss. Da lag dieser Hof, auf dem er seit vier Jahren als Knecht diente; er hörte auf den Dämmer Schatten desselben die Gänse schnattern und den Packan heraufbellen. Und nun sollte er ihn am Ende gar sein nennen? Es war ihm fast

wunderbar, dass er bei diesem Gedanken immer noch derselbe blieb.

Während er so versunken im Sinnen hinabblickte, trat in seine Sehlinie ein Bild, das ihm fast die Augen verblendete. Da saß plötzlich Lene, die Füße in den klaren Spring tauchend, vom vollen glühenden Abendrot beschienen. Ihr Angesicht voll und lieblich, verschönt von den Rosatinten einer zwanzigjährigen Jugend, so hell, so klar, so weiß, wie es eben auf dem Winter kam, glänzte unter der vollen Beleuchtung. Die kleinen blonden Haare, die im Laufe des Tags den Banden der Haarnesteln entsprungen waren, blitzten und funkelten ihr wie Goldlocken um Stirn und Schläfe. Der runde volle Arm sah halb hervor aus dem weißen Hemd ... Das Mädchen war eine schöne Erscheinung. In ihren Augen, um den Mund, in den Grübchen der Wangen lag jener liebreizende Zug, den man als den Ausdruck natürlicher Weiblichkeit in allen Ständen findet, der, vom angeborenen Charakter stammend, durch die »Bildung« wohl »gebildet«, aber nirgends erzeugt werden kann, wo er nicht vorhanden. Sie plätscherte mit den Füßen, dass das Wasser aufglitzerte; denn sie wollte sie reinigen von dem schwarzen Boden des Moores. Jetzt sprang sie empor und schaute zu Andreas hinauf. Dieser stand immer noch auf seinem Wagen, die Leinen in der linken Hand, die Pfeife im Mund, der der Brand vergangen. Im Linnenbeinkleid, in kurzer, tuchner Jacke, die

Bärenmütze auf dem Haupt, das magere Angesicht ein wenig eingesenkt, die rechte Hand hohl vor die Stirn haltend, um der blendenden Sonne zu wehren, — so stand er da, um den ernsten Mund nur spielte ein stilles Lächeln.

Jetzt winkte Lene und rief:

»So komm' doch, Andreas, bist Du behext?«

Dieser knallte heftig mit der Peitsche und die Pferde trabten im weiten Bogen und hielten mit einem Ruck vor dem Haufen Gras, der bereits zusammengetragen war.

»Wenn Du's nicht wärst«, sagte Lene, »so wäre ich schon drunten, denn nun wird es spät, und ich höre die große schwarze Kuh schon brüllen; doch wird der Enke bald ankommen, ich habe ihn anfüttern geschickt.«

Andreas schwieg und beide griffen rüstig ins Gras, um es auf den Wagen zu laden. Unversehens fasste Andreas Lenens Hand dabei und ließ sie nicht wieder los, so dass Lene mit der andern Hand die seine zu schlagen anfing. Er aber fasste das Mädchen um den Leib, drehte sie um sich herum und zeigte mit dem Finger der linken Hand hinunter.

»Siehst Du den Hof, Lene? — Siehst Du den stattlichen Hof? — Ich lasse Dich nicht und ich mag ihn nicht.«

»Bist Du bei Sinnen, Andres?« scherzte Lene in den

ingrimmigen Ernst des Knechtes hinein. »Du hast den Hof nicht und hast mich nicht, was soll's mit dem Gered'?«

»Dich will ich eben und keine andre und wenn ich den Hof darüber verlieren soll!« rief jener, dicht an des Mädchens Kopf sich neigend.

Lene bog ihren Kopf rückwärts, sah ihn aufmerksam an und erwiderte:

»Nun so sprich deutlich, was ist's mit dem Hof?«

»Heut hat mir der Alte gesagt, ich sollt' ihn übernehmen aber ... aber ... ich sollt eine reiche Frau heiraten.«

Lene sprang zwei Schritte rückwärts, blickte den Knecht ernst an, und man sah, wie von Sekunde zu Sekunde Andreas ein anderer Mann in ihren Augen wurde. Andreas sprang ihr nach, umfasste mit dem einen Arm ihren Leib, mit dem andern ihren Hals und presste ihr Haupt fest an seine Brust:

»Sieh, Schatz, alle Herrlichkeit der Welt mag ich nicht, wenn ich sie ohne Dich haben soll!«

Und er versuchte sie zu küssen, während Lene wie ein Aal sich wand, um sich seinen Umarmungen zu entziehen. Endlich war sie frei und eilte den Berg hinab. Andreas stürzte hinterher und rief in allen Tonarten:

»Lene, Schatz, Lene, so hör' mich doch!«

Allein Lene hörte nicht, sie entschwand im Gebüsch.  
Und Andreas mochte wollen oder nicht, er musste zu  
seinen Pferden zurück, wo er das Futter vollends auflud  
und durch den Hohlweg zurück nach Hause fuhr.

\* \* \*

## Sechstes Kapitel – Der neue Knecht

**U**nterdessen war der Alte gegen den Abend langsam dem Dorfe zu gewandelt; er ging durch den Hohlweg und bog nach rechts ab, um ein Stück durchs Mittelfeld zu kommen, weil er sehen wollte, wie die andern Bauern ihre Frühjahrsbestellung eingerichtet hatten, und langte mit der Dämmerung vor seinem Hause an. Auf dem großen Stein unter den schattigen Ulmenbäumen, der fünf Ellen in seinem Umfange maß, und oben glatt war wie ein Tisch, saß ein Bursch in ländlicher Tracht. Er saß gebückt und schien zuzusehen, wie sein Stock Figuren ins Erdreich malte. Der Schulze mochte sich auf dem Hofe umsehn wollen, er bog an den Bäumen vorbei, um in den Torweg einzutreten. Da erhob sich der Sitzende, lüftete die Mütze und sagte mit etwas schwankender Stimme:

»Guten Abend, Schulze!«

Der Schulze dankte, stand still und fragte in seiner kurzen Manier:

»Was willst Du?«

»Wollt Euch fragen, ob Ihr einen Knecht braucht«, erwiderte der Angeredete, indem er das Gesicht seitwärts neigte. Der Schulze horchte hoch auf, denn schon damals war das Angebot von Knechten äußerst schwach und gehörte mitten im Jahre zu den größten Seltenheiten.



»Bin alleweil versehn«, sagte der Schulze, »doch geht's zum Sommer, wo man zwei Hände mehr gebrauchen kann.«

»Nun so nehmt mich«, rief jener.

»Was kannst Du?« fragte der Alte.

»So ziemlich alles«, lautete die Antwort, »und was fehlt, werd' ich wohl lernen.«

Der Alte wunderte sich über den Nachsatz, denn erstens sagt ein Gesinde niemals, dass es dies oder jenes nicht könne, und zum andern war der Bursche von einem Alter und einer Größe, dass ihm als Knecht schon alle Arbeiten durch die Finger gelaufen sein mussten.

»Wo hast gedient?« fragte er.

»Bei harter Herrschaft in der Stadt, — zwei Jahre lang.«

»In der Stadt?« dehnte der Alte; »da musst Du nicht viel taugen, wenn Du nun hierher kommst.«

Und er wandte sich ab und ging dem Hofe zu. Der Fremde trat drei Schritte vor:

»Schulze, Ihr müsst mich schon nehmen, denn Ihr habt mich einst gemietet.«

»Wie oder wann denn?« rief der Schulze ärgerlich; indem er aber in seiner Rede fortfahren wollte, fiel sein Blick nochmals auf den fremden Knecht, der auf dem

Schatten der Bäume in die Abendhelle getreten war. Er sah ihn durch dringend an. Jener hielt seinen Blick aus. Er fuhr mit der Hand unter die Mütze, trat einen Schritt zurück, fast schien es, als wollte er seinem Erstaunen Luft machen. Allein im Augenblick gefiel es ihm, die Rolle, die man ihn hatte spielen lassen, selbst aufzunehmen. Er blickte den vor ihm Stehenden fest an und sagte:

»Gemietet? Ja, ich habe Dich gemietet, kannst eintreten, wenn Du in der grauen Jacke hier und dem linnenen Beinkleid Deine Schuldigkeit tun willst«, und er fasste während der Rede die graue Jacke zwischen seinem Daumen und Zeigefinger und zupfte zweimal daran.

»Das will ich«, sprach der Sohn, denn kein anderer war's.

In demselben Augenblicke fuhr Andreas mit dem Fuder Gras zum Hof herein und wunderte sich in seinen Gedanken, dass noch jemand, außer ihm, eine solche graugesprenkelte Jacke und Mütze besaß. Die Schulzin aber trat erwartungsvoll in die Tür des Vordachs.

»Nun bitt' ich Euch, Vater«, sagte der Sohn und seine Stimme zitterte hörbar; »sagt nur noch ein Wort, damit ich über jene Schwelle zu meiner Mutter treten kann.«

Dem Alten stieg das Blut heiß zum Kopf empor, als

der Sohn diesen Punkt berührte. Er hielt aber an sich.

»Musst Du gerade über jene Schwelle gehen? Geh über den Hof, das ist der Gesindeweg«, sagte er kalt.

»Nein«, erwiderte der Jüngling entschieden. »Ich bin zu Euch gekommen, wie Ihr verlangt habt, und werde tun, was Ihr von mir fordert. Nun nehmt auch das von mir, was ich im Eifer des Streits gelobt hab', wie ich am letzten Tag über diese Schwelle schritt ... oder ich muss wieder fort in die Fremde.«

Der Alte senkte die buschigen Augenbrauen, tiefe schwarze Schatten hingen in der einbrechenden Dämmerung ihm über die Augen. Man sah, wie schwer ihm ein Nachgeben ward, da er sich obenein in seinem Rechte meinte. Inzwischen rief die Mutter mit weicher Stimme: »Ich bitte Dich, Georg, komm zu mir!« und trat näher an beide heran. Der Alte wandte sich noch einmal an seinen Sohn:

»Ein Knecht, wie Du«, sagte er, »braucht kein Buch mehr; willst Du mir Deine Bücher übergeben?«

»Ja«, sagte der Sohn tonlos mit einigem Zögern, Da erblitzte des Alten Angesicht in flüchtiger Aufregung:

»Nun meinethalb«, sagte er, »sei gebeten, geh' dort nein!«

Der Sohn ergriff seine Hand, allein jener blickte über die Dorfstraße und machte eine abwehrende Bewegung,

als ob er Aufsehen vermeiden wollte, und ging in den Hof. Der neue Knecht aber trat an der Hand seiner zärtlichen Mutter über die Türschwelle in das väterliche Haus. Als am Abend zum Essen gerufen wurde, dampfte ein riesiger Kalbsbraten auf dem Tisch und seine Platte knarrte unter der Masse von Kuchen und Gebäck. Der Andreas, die Lene und alle andern Tischgenossen waren nicht wenig erstaunt, einen neuen Gefährten am Tisch zu finden, sahen's jedoch klüglich dem Alten an, dass er kein Wort des Erstaunens darüber ertragen hätte und machten deshalb gewohnte Miene zum ungewohnten Spiele.

\* \* \*

## Siebentes Kapitel – Umgehungen

**W**enn man sich in die Lage desjenigen denkt, der soeben den Schritt wagte, von dem Altare der Musen zum niedern Knechtedienst in ein Bauernhaus herabzusteigen, dem mag dies im ersten Augenblick wie eine Ovidische Verwandlung vorkommen. Allein es war dies nur eine von den vielen Wandlungen, die die Jahre 1850 und 1851 aufzuweisen hatten. Wir wollen uns nicht des Weiteren über die damaligen sozialen und politischen Zustände verbreiten. Auf einen jungen Mann aber, der nach zweijähriger Abgeschlossenheit wieder unter die Gesellschaft trat, musste der totale Umschlag derselben in der ganzen Denk- und Anschauungsweise einen Eindruck machen, der ans Ungeheuerliche grenzt. Dem Volksbewusstsein des Jahres 1850 standen die Ideen des »tollen Jahres« gar nicht mehr im Bereich der gegenwärtigen Vorstellung; vor allen Dingen wollte es diese nicht mehr in seinem Bereiche dulden, und es wies darum alles, was nur mit dem Hauch der Erinnerung daran streifte, wie den leibhaftigen Gottseibeiuns von sich ab. Georg war durch eine ziemlich extreme Handlung in seiner naiven jugendlichen Freiheitsbegeisterung dem Arm des Gesetzes verfallen, wodurch sein Name der Polizei in den großen Städten nicht so leicht wieder in Vergessenheit geriet. Er hatte die Probe davon in der Tasche, denn mit

der Stunde seiner Haftentlassung war ihm sein Ausweisungsdekret aus der Hauptstadt bei »Strafe des Arbeitshauses« eingehändigt worden. Rehabilitation oder Versöhnung war damals ohne Bloßstellung des Charakters nicht möglich und somit ihm jeder Wiedereintritt in das Studium abgeschnitten. Die Auswanderung wäre der einzige Ausweg gewesen, wenn er nicht sein heimatliches Dorf gehabt hätte; und dieser Weg blieb ihm immer noch übrig, wenn ihm das Leben in seiner Heimat unerträglich wurde.

Somit begann Georgs neues Leben.

Vieles von seinen Beschäftigungen war ihm doch noch geläufiger, als er dachte denn er hatte sie schon als Kind geübt und das Geschick dazu als eines Landmanns Kind mit der Muttermilch eingesogen. Er bekam zwei Pferde in Wartung und Pflege, pflügte, eggte und vollbrachte selbst schwerere Arbeiten, wie nur einer. Bei gesunden Muskeln und einiger Körperkraft geht das leichter, als man denkt. Der Alte wachte äußerst streng darüber, dass seinem Georg nicht das Mindeste in der Arbeit geschenkt würde; allein sämtliche Angehörigen im Hof halfen ihm geschickt hinter dem Rücken des Alten seine Pflicht erleichtern. Dieses ließ sich tun; denn das Maß der Arbeit war durch die Gewohnheit im Hof schon so zugeschnitten, dass es eigentlich ohne ihn, der doch unvermutet als ein Überzähliger, eintrat, fertig geworden

wäre. Durch seine zwei Hände, die nun mit eingriffen, konnte sogar manches, das über das Notwendige hinauslag, geschafft werden. Solcherlei fand sich bald.

Georgs brachliegende Geistesfähigkeiten beschäftigten sich unwillkürlich mit den innern Gesetzen der Wirtschaft. Er sprach darüber mit Andreas, in dem ohnehin ein natürliches organisatorisches Talent steckte, welches die neue Sachlage, die durch die jüngst vollzogene Ackerverteilung gegeben war, zu allerhand tunlichen neuen Einrichtungen und Verbesserungen herausforderte. So fingen sie bald an, Steine wegzuschaffen, die den Pflug hinderten, alte Grenzhügel und Raine umzuhacken, Wege zu bessern, kurz, es kam eine frische Strebsamkeit in die Wirtschaft, der der Alte in dieser engen Begrenzung mit Wohlgefallen zusah. Oft legte er selbst trotz seines Alters mit Hand an, namentlich wo es Steine auszugraben, sprengen oder wegzuschaffen galt, das war seine Passion von alters her, weil sie, ähnlich wie im Kartenspiel, eine geschickte Anwendung der Kräfte zur Überwindung der Hindernisse verlangte.

So vergingen der Sommer und die Ernte.

Georg empfand natürlich oft schmerzliches Verlangen nach einiger geistiger Erholung. Des Pastors wenig passende Bibliothek musste für die Sonntage herhalten, die er im Busch oder in der Heide lesend verbrachte. Oft waren das schöne Stunden, wenn die Sonntagsglocken

ringsum läuteten, wenn nichts als der abgebrochene Ruf eines Vogels die Stille der Natur störte und er am Hügel im Grase gestreckt seine Sinnen in die alten Klassiker oder in Meister Goethe versenkte.

Als der Alte ihn einst so lesend im Freien traf, blieb er ernst von Ferne stehen, drohte mit dem Finger und schüttelte schweigend das Haupt. Er schien indes auf andere Weise der Neigung seines Sohnes Rechnung tragen zu wollen. Da er Mitglied des landwirtschaftlichen Vereins auf Zureden des Landrats geworden war, obschon er über dergleichen spottete, brachte er dem Sohne stets die Nummern der Zentralzeitschrift für Landwirte mit; er trat dem Lesezirkel des Vereins bei und fragte wohl hie und da den Georg nach dem Neuen, das darin stehe. Georg konnte ihm wenig davon sagen, denn sein Vater hielt durchaus nichts von den Bücherkünsten. Die vielen Berichte und Versuche über die unterirdische Entwässerung durch Tonröhren, welche Verbesserung gerade damals von England herüberkam, die ersten Wunder des Lupinenbaues und die damaligen Anfänge einer wirklichen, auf die Resultate der Chemie und Physiologie sich gründenden Agrikultur-Wissenschaft erweckten in Georg, der in den Naturwissenschaften wohlbewandert war, zum ersten Male wirkliches und dauerndes Interesse für eine praktische Wissenschaft, und er lernte aus dieser Lektüre mehr, als der Alte ahnte.



Der Schulz Richter war Mitglied des Kreistags. Diese ständische Vertretung bestand aus dreizehn oder vierzehn Stimmen der Dominalbesitzer des Kreises, aus dreien Vertretern der Städte durch ihre Bürgermeister und aus dreien Landschulzen, welche die Dorfschaften wählten. Richter war seiner ganzen Anlage nach konservativ trotz der ihm angeborenen Feindseligkeit gegen den Adel. Seines praktischen Verstandes und seines Ansehens wegen bei den Bauern wurde er vielseitig und mehr als jemals außerhalb seines Dorfs in den Kommissionen des Kreistags in Anspruch genommen, zumal die beiden andern bäuerlichen Vertreter sich in der Zeit der Anfechtung nicht taktfest bewiesen hatten. Dazu kam eine neue Revision des offiziellen Landfeuersozietäts-Katasters, welche im Herbst und Winter den Schulzen fast regelmäßig mehrere Tage in der Woche fern vom Hause hielt. Georg hatte gute Zeit, denn der Andreas und die Lene wiesen ihn förmlich von der Arbeit fort, wenn der Alte den Rücken gewandt hatte.

Nur fühlte er den Mangel an geistiger Nahrung umso empfindlicher. Eines Tages begann die Mutter:

»Mein Sohn, ich habe Dir damals versprochen, als Du meiner Bitte Dein Ohr liehest und um des Friedens willen als Knecht hier eintratst, Dir den schweren Dienst so viel ich könnte, erleichtern zu helfen.«

»Du hast alles getan, Mütterchen«, erwiderte Georg,

»was mir meine Arbeit erträglich machen konnte.«

»Es soll Dir aber nicht schwerer werden, als eben noch wendig ist«, sagte die Schulzin; »ich habe Dir deshalb bei dem Pastor ein Stübchen besorgt. Du kannst dort tun und studieren, wie Du willst, wann der Vater nicht heim ist. Kommt er unvermutet, wird die Toni Dir Kundschaft bringen. So geh' hinüber, Du weißt, die Wirtschaft geht doch.«

»Ich tät es gern, allein mir widersteht es in meinem offenen Sinn, den Vater zu hintergehen ...«

»Ach, Georg, denk, ich bin eine alte Frau, die bald vor ihren Richter tritt. Hab' ich nicht hundert Mal Deinen Vater hintergehen müssen, weil mir nichts andres übrig blieb, wenn er seinen Hartkopf aufsetzte? Mir ist keines Mal davon leid und er hat mir's hinterher öftermals danken müssen, denn ich hatte Recht. Wenn man eben keine Gewalt hat, mild zu sein und das Billige zu tun, so bleibt nichts übrig, als nach seiner List zu handeln. Das ist nichts weiter, als man geht seinen geraden Weg und geht ihn so, dass der kein Ärgernis nimmt, der ihn in seinem Zorn verboten hat.«

Der Sohn hatte noch ein anderes Bedenken, das ihn gerade das Pfarrhaus meiden ließ. Es war nicht Eitelkeit, allein; als er einmal versuchte, in seiner Jacke und dem Linnenkleide in das Pfarrhaus zu treten, hatte ihn der Kontrast seiner früheren Welt mit der jetzigen, der ihm

von allen Enden in diesem Hause entgegenstarrte, dermaßen erschüttert, dass er fortan nie wieder das Pfarrhaus betrat.

»Wenn ich auch nun Deine Handlungsweise gutheißen will, liebe Mutter, ich kann nicht, wie ich geh' und steh', in die Pfarre gehn.«

Georg sagte dies nachdenklich, indem er den Kopf senkte und sich selbst betrachtete.

»Ich verstehe, Georg, geh in meine Kammer, tue die große Lade auf, in der meine Leinwand liegt, da findest Du, was Du brauchst, und dann geh hinüber, die Toni hat Dir das Zimmer geheizt.« —

Georg ging und fand einen ganz neuen städtischen Anzug vollständig bis auf die feine Wäsche und den Hausrock. Tränen traten ihm in die Augen vor Überraschung, und die lockende Muße, im Pfarrhaus seinen geistigen Neigungen obzuliegen, bewog ihn, sich ungesäumt des Anzuges zu bedienen. Drüben in der Haustür erwartete ihn Toni, die hübsche Pfarrerstochter, ein achtzehnjähriges rosiges Bild mit den verschämten Mädchenaugen der jugendlichen Unschuld, — welche Augen nicht wenig staunten, als sie den ernstesten Georg in dieser modernen Kleidung empfing. Sie erschrak fast und kannte ihn nicht, trotzdem sie der Mutter die Idee von dem Anzugswechsel eingegeben hatte. Das machte, weil das tägliche Bild Georgs in seiner ländlichen Tracht tiefer

in ihrem Herzen saß, als das harmlose Mädchen selbst es wusste. Nicht weniger große Augen machte Georg, als er in die Ferienstube der Söhne des Hauses geführt, hier alle seine eignen Bücher und Schriften sorglich geordnet vorfand. Er stand sprachlos und wandte nur das fragende Gesicht nach dem Mädchen um.

»Sie sind überrascht«, lächelte das Mädchen, »und doch ging das ganz leicht. Ihre Frau Mutter hat den Schlosser bestellt, der die Dachkammer und die Kisten öffnete und wieder schloss. Ihre Bücherkisten sind mit alten Schulschriften meiner Brüder wieder vollgefüllt, und Ihr Vater kann unmöglich den Betrug innewerden.«

Indem sich Georg noch umblickte, fiel es ihm auf, dass vorn auf dem Schreibpult eine philosophische Abhandlung von seiner eigenen Hand lag, die noch nicht einmal vollendet war. Das Mädchen wies mit der Hand auf diese und sagte:

»Ich habe darin studiert.«

»Toni, Sie??« rief Georg und griff nach dem Heft.

»Ja«, erwiderte das Mädchen, »Sie sind ein wunderbarer Mensch, ein schrecklicher Mensch, der an allem, selbst an dem eignen Dasein zweifelt und in seinem Zweifeln an Gott und Welt irre geworden. Vollenden sie diese Abhandlung; Sie müssen die Versöhnung finden, denn ich fühle so lebhaft, wie ich

meinen eignen Herzschlag fühle, dass es eine solche gibt.«

Georg blickte das Mädchen groß an, er begriff im Augenblicke, dass sie wie eine Schlafwandelnde an dem schrecklichsten aller Abgründe gefahrlos gewandelt war, an dem Abgrund, in den jeder hineinfallen musste, der ihn wachend erblickte. —

Sollte er die Schlafwandelnde wachrufen, indem er ihr Dasein beim wahren Namen nannte? Sollte er dem arglosen Herzen sagen, dass sie, die die Versöhnung fühle, von dem zu versöhnenden Zwiespalt nur wie von einem wesenlosen, bösen nächtigen Traum träume? Dass sie die Wunde noch gar nicht kenne, nicht fühle, die die ganze Menschheit geheim im Herzen birgt? Sollte er ihr von den zahllosen Tränen erzählen, die über diesen nie zu überwindenden Schmerz täglich die Welt weint, gegen welchen Schmerz alle Schmerzen des Lebens lächerliche Einbildungen weinender Kinder sind? ...

»Nein und abermals nein!« rief er laut und entschlossen aus seinen Gedanken heraus, die ihm urplötzlich die Stirn umwölkten.

»Nein? Sie wollen keine Versöhnung?« erwiderte das Mädchen und sah ihn mit traurig bittendem Blick an, Georg ergriff ihre Hand.

»Toni«, sagte er, »ich will versuchen, ob ich eine

Ausgleichung finde. Dann lassen Sie mich aber ein Siegel darauf drücken. Lesen Sie alles, was hier von meinem geistigen Leben vor Ihnen liegt, allein versprechen Sie mir, niemals das Siegel zu brechen, das diese Zeilen bindet.«

Das Mädchen erschrak vor dem Ernst, in dem Georg die Worte sprach, als hätte sie ein Unrecht getan.

»Ich verspreche es Ihnen, wenn Sie es so ernstlich wollen.«

Dann schüttelte sie den blonden Kopf und sagte:

»Sonderbar, dass Sie mir zuweilen wie ein anderer Mensch vorkommen.«

»Aber sehen Sie doch«, rief Georg heiter aus, »bin ich nicht ein Mensch, wie Sie? Esse ich nicht, trinke ich nicht? Füge ich mich nicht den Launen meines Vaters und noch viel lieber den Ihrigen, wenn Sie diejenigen meines Vaters so sinnreich zu umgehen wissen?«

»Ha, umgehen!« sagte das Mädchen schalkhaft drohend, »das ist das rechte Wort, — Sie umgehen sich und — andre, Sie ... verschlossener Mann!«

Und damit schlug sie die Tür zu und ließ ihn allein.

## Achtes Kapitel – Praktische Studien

**D**ie Zeit, diese unsre persönliche Wahrnehmungsweise der Veränderung an den Dingen — ändert und verwandelt uns selbst — die wir die Beständigkeit selbst zu sein glauben — nach einem Gesetz, das sich jeder Rechenschaft entzieht. Da ist der Kreis der uns gegenwärtigen Vorstellungen, aus dem das bewusste Ich besteht, und mit jeder geborenen Sekunde wird er unmerklich ein anderer. Da fallen Vorstellungen, die den ganzen Kreis bewegten und erfüllten, die sich wie ewige gebärdeten, wie in eine bodenlose Tiefe, und selbst die Erinnerung vermag kaum ihre Schatten wieder heraufzubeschwören. Wieder andere werden geboren und richten sich auf, das Ich schwört auf ihre Unvergänglichkeit, indessen sie schon hinterrücks sacht und sacht den Weg alles Fleisches gehen ... Wenn wir aber fragen, was denn in diesem ewigen Wechsel das Beständige sei? so ist dies das mathematische Zentrum des Kreises, der raum- und zeitlose Punkt, in dem unser unbewusstes, möglicherweise unveränderliches Sein liegt, den wir nur wahrnehmen können, insofern er als Leben in die Erscheinung tritt, und von dem ohne diese Wahrnehmung das einzige wahre Wort Hegels gilt, dass bei ihm Sein und Nichtsein identisch sei.

Georg saß mitten unter seinen Büchern, seinen Kollegienheften und seinen eigenen Arbeiten. Er griff

von Buch zu Buch, er blätterte von Heft zu Heft — wie war ihm alles so eigen und doch so fremd! Da standen die alten Philosophen bis auf Aristoteles und Plato, in deren enger Welt einst seine Schülerzeit aufging. Da standen Fichte, Schelling und Hegel, in deren sybillinischer Weisheit er wie ein hungriges Rind vergebens über dasjenige Aufschluss gesucht, das sie selber geflissentlich nicht geben wollten und auch nicht konnten. Da stand der eherne Kant, der unbekümmert um die Träume der Menschheit die Grenzmarken des menschlichen Denkens feststellte, an denen der dunkle Herbart mit seinen Monaden herumdämmerte und der optimistische Feuerbach sein Raketenfeuerwerk anzündete ... Da stand in seinem löschpapiernen Gewande von 1818 der Frankfurter Denker, ein Erbstück, das ihm sein treuster Lehrer auf seinem Totenbette schenkte, — der die Marksteine des alten Kant wieder aufsuchte, um an den äußersten Grenzen des Daseins sein wunderbares Eremitenhaus der Verneinung des Willens auszubauen ... Da standen die Meister der Kunst von Homer bis auf Goethe, alle die Kristallbrechungen des All-Einigen und Ewigen und Unbegreiflichen, was in der Menschenbrust lebt ... Da standen die Werke der Naturwissenschaften bis zur derzeitigen Gipfelung im Kosmos, vorherrschend in der Physiologie und Chemie vertreten und endlich fand er in bunter Folge die neuesten Werke der politischen Jahre, die Tendenzdichter, die



französischen Sozialisten und die deutschen Kommunisten, die in ihrer gewaltigen Kritik des Niederreißens ihm auch die irdische Welt zerstört, ohne dass sie auch nur einen Stein wieder aufbauen konnten ... und da stand er — sieben Monate davon ferngehalten, eingesteckt in die einfache Tretmühle eines Bauerhofes — was war es? — Sollte er es Verdummung, sollte er es Weisheit nennen, wenn sich mit einem Male vor seinen Augen die Massen schieden wie im chemischen Prozess? Wenn vor seinen Augen klar die beiden Welten auseinander traten, die sonst im wilden Durcheinander mit ihren widerstreitenden Elementen im Kampf auf Tod und Leben lagen und von keinem Punkte aus das Wort der Verständigung finden konnten? — Da lag die Welt außerhalb des Menschendaseins, das mit dem Erbstück des sterbenden Freundes den tragischen Reigen schloss — da lag die andere Welt innerhalb desselben, von der ihm an der Hand der praktischen Beschäftigung das erste A-B-C der volkswirtschaftlichen Gesetze aufdämmerte. Und, um gleichsam seine Rechnung mit der ersteren Welt abzuschließen, griff er nach dem wunderbaren Heft, das der unschuldigen Toni in die Hand gefallen war, setzte sich und schrieb mit kurzer kräftiger Hand einige zwanzig Zeilen auf die letzte Seite desselben, schnitt breite doppelte Streifen und siegelte das Schriftstück mit mehreren Siegeln ein. — Dann sah er es sinnend an, während er's noch in

den Händen hielt und sprach zu sich selbst:

»Möcht' ich das Feuer löschen, das hierin brennt? Nein, und selbst nicht um eines glücklicheren Daseins willen, wenn ich dieses noch damit erringen könnte! Aber nie will ich diese Flamme in einem Gemüt anfachen, wo sie nicht von selbst sich entzündet — denn reicher sein heißt nicht glücklicher sein.«

»Nun, für heut hab' ich genug getan!« sprach er darauf und schob das Heft in den Tischkasten; er gesellte dem Heft noch einen Gefährten zu — es war das löschpapierne Buch des großen Arthur, dann schloss er den Kasten zu und steckte den Schlüssel ein.

Hierauf ging er in den Schulzenhof, wechselte die Kleidung, sah sich in Hof und Ställen um, sprach mit Andreas und Lenen, die das Vieh fütterten und steckte seinen eignen Pferden extra eine Hafergarbe in die Raufe.

Dann stieg er die Berge hinauf und wandelte mit allerlei realen Gedanken durch die Äcker, trotzdem der Schnee in großen Flocken herunterfiel und am Boden tauend die Wege aufweichte.

Am andern Morgen wurde Dünger gefahren; der Schulze war noch fern. Man wollte nach alter Weise Sommerroggen säen, da der vorhandene Dünger beider Herbstesaat nicht gereicht hatte. Schon vorm Anspannen in der Dämmerung des frischen

Dezembermorgens maß Georg mit dem Rutenmaß den kubischen Inhalt des Düngerhaufens, und forschte genau, seit welchem Tage der Dünger aufgesammelt; auch ließ er's sich nicht nehmen, trotz des Brummens von Andreas, heut selbst mit seinen Pferden anzuspannen. Als er mit dem zweiten Fuder am Pfarrhaus vorüberkam, winkte ihm die freundliche Toni zu; allein er dankte lächelnd, schüttelte mit dem Kopf und knallte laut mit seiner Peitsche.

Auch draußen fing er an, das Feld zu überschreiten und die Haufen zu zählen — zum wiederholten Ärger des Andreas, da sich Georgs Gespann hierdurch etwas versäumte und der Regelmäßigkeit des Wechselfuhrwerks Eintrag tat. Noch bei Tisch rechnete er in der Schreibtafel und ließ zu Andreas die Rede fallen:

»Wir haben 80 Ztr. Dünger auf den Morgen Land gefahren und wenn der Sommerroggen auch doppelt so gut wird, als der vom vorigen Jahr, so bekommen wir doch nicht den vierten Teil des Düngers im Stroh wieder.«

Andreas meinte, der Sommerroggen sei dies Jahr noch leidlich gewesen; er würde selten besser.

»Umso schlimmer«, erwiderte Georg, »ich würde Kartoffeln in das Land stecken, um Kuhfutter zu gewinnen, damit die Düngernot einmal zu Ende kommt.«

»Der Schutze will es einmal«, schloss Andreas, »da ist nichts zu machen.«

Damit trennten sie sich vom Tisch und Georg zog sich flink um, suchte alle seine landwirtschaftlichen Zeitschriften zusammen und schlich sich in seine Stube im Pfarrhaus, die ihm warm und heimlich anlachte, — um in Muße agronomische Studien zu machen.

Bald fand er, dass seine naturwissenschaftlichen Werke für dieses spezielle Fachstudium nicht ausreichten und er sah sich genötigt, wiederum die Ersparnisse seiner Mutter zu brandschatzen, vermitteltst deren er sich eine Reihe von fachwissenschaftlichen Werken zulegte. Der Pastor, der bis dahin nur den Kopf über die sonderbare Karriere Georgs geschüttelt, der immer nur glaubte, er beuge sich einstweilen der äußern Gewalt, war nicht wenig erstaunt über Georgs neuen Eifer und über die sonderbaren neuen-Ansichten, die er von diesem über den Landbau entwickeln hörte. Der Pastor selbst war Landwirt, eben weil er musste, denn seine drei Hufen Landes wollte kein Mensch in Pacht nehmen. Nur einen Schlag, der an die Domäne grenzte, hatte der Rabensteiner Pächter gegen niedrige Pacht ihm abgenommen; er bewirtschaftete das Übrige mit zwei Pferden und einem Knecht, ohne eben viel Segen davon zu ersehen.

Solche fünfzehnjährige Wirtschaft gibt nun keinen

Glauben an den Fortschritt des Landbaus und er stritt sich oft und lebhaft mit Georg. Der dunkle Grund von den Gegenargumenten des Pfarrers war, wie bei allen alten Wirten die Annahme, dass der Mehrertrag durchaus nicht die Kosten der Melioration decken könne, woran der Boden oder sonst etwas schuld sei und dass die Anwendung der Mehrkultur ein spezielles Vergnügen reicher Leute sei, die nicht auf die Zinsen zu sehen brauchten. Georg legte ihm aus den Zeitschriften unzweifelhafte Versuche vor, die mit Maß und Gewicht in bestimmte Zahlen gefasst waren. Der Pastor schüttelte den Kopf über die unmöglichen Dinge, fing selbst mit ungläubigem Herzen an zu lesen, was ihm Georg empfahl; er fand aber schließlich alles das für den hiesigen »schlechten Boden« für gewagt und nicht ausführbar.

So verging der Winter, bis mit dem Frühjahr ein Ereignis eintrat, das die ganze Lage der Dinge änderte.

In Borna, zwei Meilen von Raben, hatte Martin Richter sein zweites Kind, eine Tochter, auf einem großen Bauernhof verheiratet. Da kam eines Tages die Nachricht, der Wirt, sein Schwiegersohn, sei bedenklich am Nervenfieber erkrankt. Seine Tochter, in der Ehe mit vier kleinen Kindern gesegnet, wandte sich an den Vater, und dieser, der seine Wirtschaft durch Andreas und Georg wohl bestellt sah, fuhr dorthin, um seiner Tochter Hilfe

zu leisten. Nach kaum acht Tagen fuhren die Mutter, Andreas, Georg, die Lene, der Pastor und seine Toni allesamt nach Borna, um einem Toten die letzte Ehre zu erweisen. Der Wirt fehlte; wer sollte in Borna die Wirtschaft weiter fortstellen? Der Großknecht in diesem Hofe hatte sich dem Martin Richter schon in den ersten zwei Tagen seines Dortseins als unzuverlässig erwiesen. Einen andern bessern Knecht zu bekommen, war in dieser Jahreszeit unmöglich. Die Wirtin selbst war durch ihre Kinder gefesselt; so sah der Schulze sich in der zwingenden Notwendigkeit, seiner Tochter beizustehen, wenn nicht der Hof verkauft werden sollte. Hierzu sollte es aber vor allen Dingen nicht kommen; deshalb musste die Erbregulierung vollzogen werden. Das älteste Kind sollte den Hof erhalten, den andern Kindern musste man das Erbteil aussetzen; die Mutter musste als Nießbraucherin des Guts ihrer Kinder bis zur Majorennität ihres ältesten Sohnes weiter wirtschaften und darum nach Ablauf des Witwenjahres wieder heiraten, — das war selbstverständlich, denn solch ein Hof geht über die Trauer und über alles. — Dazu musste ein Mann nach Wahl gefunden werden, kurz, Martin Richter sah sich auf seinen alten Tagen genötigt, hier mit seiner Energie einzugreifen, um ein ausgerenktes Triebwerk wieder in seine Fuge einzurichten.

Bei der Leichenfeier war der Alte schweigsamer, denn je; sein Auge blickte aus den eckigen Brauen umso

starrer, als ob sein Zorn über das Leben umso stärker würde, je mehr der Tod sich daran vergreife. Der Tochter, der er immer geneigt war, und die sich weinend an ihn um seine Hilfe wandte, sagte er barsch und kurz, dass er sie nicht verlassen werde. Den Georg betrachtete er oft seitwärts mit Aufmerksamkeit, als wolle er ihn prüfen und könne damit nicht fertig werden. Seine Frau fragte er nur obenhin, ob sie in Borna bleiben wolle, wo sich dieselbe unbedingt für Raben entschied. Den Andreas nahm er unbemerkt beiseite und stellte ihm mehrere Fragen, über die der Knecht selbst dem Georg nicht Auskunft geben wollte. Den Pfarrer aber und die Toni sah er fast für überleidige Gäste an. Man sah, ihn quälten umso mehr die Gedanken, je mehr er schweigsam war. Er fuhr am Abend nicht mit heim, sondern blieb bei seiner Tochter.

\* \* \*

## Neuntes Kapitel – Die Klausel im Kauf

**A**m zweiten Tage darauf sahen die Bewohner des Schulzenhofs zu Raben ihren Wirt Martin Richter in seinem Fest- und Kirchenkleide — den dreieckigen Hut auf dem Haupte, den langen blauen Schnürenrock mit kurzem steifen Kragen fest über die Brust geknöpft — auf dem Hof halten. Ein städtischer Mann saß an seiner Seite und ein junges Schreiberge- sicht sprang mit dem Aktenbündel unterm Arm von hinten auf dem Wagen. Die Mutter rief nach Lenen, indem sie die beiden bewillkommte, dass diese die Pferde ausspannen möchte; allein der Alte tat das selbst und fragte Lenen, wo der Georg sei. — Lene fand keine rechte Antwort und erwiderte, das wisse sie augenblicklich nicht.

»So ...«, dehnte der Alte, dem das wunderbarlich schien, da gemeiniglich auf einem Bauernhof jeder von des andern Arbeit Kenntnis hat; — »er wird doch beim Pfluge sein, geh flink und hol' ihn heim.«

Lene wusste, wo er war. Er saß heut unglücklicherweise im Pfarrhaus. Franz, des Pfarrers Sohn, war zu Besuch gekommen und hatte den Jugendfreund schon früh am Morgen aufgesucht und mit hinübergezogen. Sonderbar aber kam's dem Alten vor, als er in der Stube am Fenster stehend und in die offene



Richtung zwischen Kirchhof und Pfarrhaus blickend, die Lene eilend da querüber laufen sah, um hinter dem Pfarrhaus zu verschwinden; während sie doch auf seinen Befehl hinten zum Garten hinauf den Fußsteig zum Berg hinan gegangen zu sein schien, wohin auch der Weg zu den Pflügern führte.

»Sie müssen zwei Zeugen auftreiben«, sagte der Anwalt in demselben Augenblicke, »wen wollen Sie dazu nehmen?«

»Ich will den Pfarrer und den Schulmeister holen«, sagte Richter, und er ging gerade über die Straße aufs Pfarrhaus zu. Hier traf er Lenen noch richtig auf der Hausflur, die eben Georgs andere Kleidung an die Toni abgab. Sie erschrak, fasste sich aber augenblicklich und sagte:

»Zürnt nicht, Schulze, der Georg ist im Pfarrhaus, weil der Doktor Franz gestern angekommen ist. Der Enke pflügt für ihn oben.«

Der Schulze achtete nicht auf ihre Rede; er schob sogar die Toni sanft beiseite, die sich ihm heldenmütig in den Weg stellte und ihm beteuerte, dass sie den Georg sogleich schicken wolle, — und er öffnete die Tür, hinter der er seinen Sohn mit dem Jugendfreund deutlich sprechen hörte. Da sah er den Georg — zuerst kannte er ihn kaum in der andern fremden Kleidung, — die Zigarre im Munde, eben in seinen Büchern kramend. Ohne Gruß

blieb der Alte in der Tür stehen, in Blick und Stellung ein lebendiges Gemälde der Strenge und des Starrsinns.

»Seid mir willkommen, Vater«, sagte Georg unerschrocken.

»So ... willkommen ...«, brummte der Alte, doch ehe er weiter redete, fiel ihm der Doktor ins Wort:

»Richter, Euer Sohn ist mir zulieb von seinen Pferden weggeblieben und hierhergekommen ...«

»Aber seinem Vater zum Trotz studiert er wieder, kleidet sich hoffärtig und fällt in seine alten Flausen, — pah! Wie konnt' ich auch denken, dass ein Fluss bergauf fließe, und dass ein Studierter von seinen Schriften lasse.«

»Vater«, entgegnete Georg, »ich bin Euch in allem zu Willen gewesen, ich hab' in Eurem Haus Eure Kleidung getragen, in einem andern Haus tut man, wie's dort an der Gewohnheit ist; und habe ich studiert, nun so habe ich die Landwirtschaft studiert, — da seht's hier! — wie Ihr mir selbst erlaubt habt, und ich denke, ich bin ein besserer Landwirt, als Ihr glaubt.«

»Du Landwirt? ... Ha, ein studierter Landwirt, so einer wie die Pastoren, bekommen von drei Dörfern den Zehnt<sup>Note 1)</sup> in die Wirtschaft zu und haben bei ihren drei freien Hufen das Salz auf dem Tisch nicht übrig. Das soll mir ein studierter Landwirt herausbringen: sein Lebelang

nichts tun, Grundsteuern, Abgaben, Zehnten, Pachte bezahlen ... und dabei nicht zugrunde gehn.«

»Und doch will ich's herausbringen«, sagte der Sohn entschieden.

»Ho! Du! ...«, und der Alte blickte ihn mit wahrhafter Ironie an.

»Jerg«, fuhr er fort, »von Anfang an hab ich's gedacht, — es war nur eine Marotte, wenn ich Dich so mitten drunter auf dem Hof sah, dass ich's dachte. Du könntest den Hof behaupten. War dumme Einbildung, dass ich ihn Dir heut übergeben wollte ... Jerg, sei gescheut, bleib bei Deinen Büchern. Der Andreas soll den Hof haben; er soll Dir bare fünf Tausend Taler aufzahlen.«

Georg erblasste.

»Ha, gescheut!« rief er.

»Ich will den Hof, weil ich Euer Sohn bin und er mir von Rechtswegen zukommt. Und wenn Ihr mir zehn Tausend Taler bötet: ich lasse nicht von ihm.«

»Stille, Knabe, ich kann ihn verkaufen, wie ich will.«

»Nun dann verkauft ihn für seinen vollen Preis und verschenkt ihn nicht, denn mit dem, was Ihr verschenkt, enterbt Ihr Euer Kind.«

»Das es nicht besser verdient«, herrschte der Alte und

schlug die Tür zu, worauf er eiligen Schrittes zum Notar zurückging.

»Kommen die Zeugen?« fragte dieser ungeduldig.

»O«, seufzte der Alte, »hab' keine bestellt.«

»Was soll denn aber mit dem Kauf werden?«

»Lasst mich, Herr Notar, will mit dem Andreas reden, wie hoch er 'nan will.«

»Aber Euer Sohn! ...«

»Seht, Herr Notar, was soll mein Sohn mit dem Hof? Der ist ein Studierter, der seine Mucken nicht lässt, der Zigarren raucht, der, wenn sein Vater nicht heim ist, faulenz, hoffärtige Kleider trägt und kostbare Bücher kauft. Das hält kein Bauernhof bei uns aus, er steht in zwei Jahren zur Versteigerung im Amtsblatt.«

»Wo ist denn Euer Sohn, lasst ihn doch zu mir kommen«, sagte der Notar.

Allein der Alte hörte nicht, Andreas kam eben vom Pflügen heimgeritten. Er musste die Pferde im Stich lassen und wurde vom Alten in die Stube gezogen.

»Willst den Hof, Andres?« fuhr jener auf ihn ein; »zahlst fünftausend Taler und mir den Auszug.« Andreas sah den Bauer groß an und erwiderte ruhig:

»Erst fragt Euren Sohn Georg und habt mich nicht zum Narren.«

»Siehst doch, dass ich nicht gespaßig bin«, sagte der Schulze; »antworte, willst den Hof oder nicht?«

»Dann sagt mir erst, ob ihn der Jerg nicht will.«

»Hartkopf«, schalt der Alte, »der Jerg soll ihn nicht haben, darum frag' ich Dich.«

»Schulz, nehmt's nicht für ungut; Ihr seid wieder mal wild, wie zehrend Feuer. Ich weiß, der Jerg nimmt ihn gern und da hab' ich kein Recht. Darum gebt ihm den Hof, weil er ihm zukommt. Er wird schon mit ihm fertig werden.«

»Freilich wird er mit ihm fertig«, höhnte der Alte. »Andres, Junge!« — Allein Andres hörte nicht, er schlug die Tür zu und ging zu seinen Pferden.

»O Gott«, stöhnte der Alte, »was ist das für eine Welt! Der Jerg will den Hof, um ihn unfehlbar durchzubringen. Der Andres will ihn nicht, weil ihm die Dirn, die Lene, im Kopf steckt — o, sonst war mir in meinen alten Tagen schon ein Gut zu viel und nun hab ich gar zwei auf dem Halse!«

Indem er also klagte, trat die weinende Mutter an der Hand des Pfarrers in die Stube.

»Richter«, sagte dieser, »Euer Sohn packt seine Sachen, der Enke spannt schon die Pferde an. Er will fort.«

»Ich kann ihn nicht halten«, erwiderte der Schulze.

»Du kannst es, Mann, und musst es«, fiel die Frau ein, »wenn mein Sohn geht, gehe ich mit ihm.«

Von der Küche her war das Gesinde zum Mittagessen eingetreten. —

»Der Georg geht«, fiel Andreas laut ein, »dann geh' ich auch.«

»Und ich bleibe schon lange nicht hier, wenn die Frau geht«, rief Lene hinterher.

»Ha«, fuhr der Schulze aus, indem er sich umblickte, »wollt Ihr noch alle studieren? Das studierte Wesen scheint anzustecken.«

»Ihr seht«, nahm der Pastor das Wort, »wie gut alle Glieder dieses Hauses von Eurem trefflichen Georg denken, alle — auch mich nicht ausgenommen — schätzen und lieben ihn, ja sie finden ihn fähig genug, diesen Hof zu regieren, so gut, wie Ihr ihn regiert habt. Und muss denn die Wirtschaft darum zugrunde gehen, wenn er hie und da ein Buch liest, was ihm von Jugend auf einmal Bedürfnis war? Wer weiß auch, ob er seine Zeit nicht ganz zweckmäßig wahrzunehmen weiß, wenn er erst Herr ist und die Last seiner Pflichten über ihn kommt?«

»Vater«, sagte die Matrone, »der Hof ist groß und nährig genug; lass ihn doch bessere Kleider tragen, lass ihn Zigarren rauchen und hie und da ein Buch kaufen, das

hält der Hof noch dreimal ab. Versuch's doch mit ihm, gib ihm den Hof erst auf einige Jahre, damit Du ihn immer zurücknehmen kannst.«

Der Alte horchte auf und sah in seiner Ratlosigkeit zuerst auf die Frau und dann auf den Anwalt.

»Frau, Deinetwegen wollt' ich den Versuch wagen, allein geht's auch, Herr Notar, dass der Hof keinen Schaden nimmt? Meinethalben, man könnt's versuchen; das heißt, wenn's geschehen kann, ohne dass der Hof verloren geht.«

Der Anwalt fasste diesen Vorschlag nach seiner besten Pflicht auf.

»Eure Frau hat einen guten Einfall«, sprach er.

»Auf Probe oder Pacht geht es nicht, das ist für beide Teile ein unsicheres Verhältnis, das sicherlich in Hass und Streit ausschlägt. Übergebt Eurem Sohn den Hof; allein behaltet Euch für den Fall des Verkaufs eine Klausel vor. Wo ist Euer Sohn, schickt nach ihm, damit man ihn fragen kann, und dann lasst uns dreie ein Weilchen allein.«

Die Hausgenossen verzogen sich und Georg trat endlich in die Stube. Der Notar, der schon von den Schicksalen des jungen Menschen gehört hatte, war sichtlich bewegt, als er die feinen, hübschen, nachdenklichen Gesichtszüge des Eintretenden musterte,

der seiner Mutter offenbar wie auf den Augen geschnitten zu sein schien. Der Rechtsgelehrte stand unwillkürlich auf, um ihm die Hand zu reichen, und zog ihn neben sich auf den Stuhl nieder, während der Alte ihm gegenüber Platz nahm.

»Wollen Sie im Ernst den Hof übernehmen?« fragte der Notar.

»Ich will es«, antwortete Georg.

»Ihr Vater aber will, dass Sie ihn nur bekommen unter einer Bedingung, die Sie hindert, denselben in seinen wahren Wert umzusetzen ... Ist Ihnen da nicht lieber, wenn Sie sich sogleich jetzt gegen bares Geld abfinden lassen?«

Der Alte rückte auf seinem Stuhl hin und her, die kahlen Worte: Verkauf, Umsatz, Abfindung machten ihm schon den Kopf heiß.

»Nein«, erwiderte Georg bestimmt; »ich will eben diesen Hof haben und behalten und hege im Entferntesten keine Absicht, ihn jemals zu verkaufen.«

»Da seh' ich nicht ein, warum Sie Ihrem Sohn den Hof nicht ohne alle Bedingung übergeben«, sagte der Notar zum Schulzen gewandt.

»Mitnichten«, rief der Alte, »mag er ihn nicht verkaufen wollen, wer weiß, ob er ihn nicht verkaufen muss?«



»Gut. Nun, Herr Martin Richter, Sie verkaufen Ihrem Sohn den Schulzenhof Nr. 1 zu Raben für wieviel?«

»Für fünfzig Taler, Herr Notar, soll nur einen Namen haben. Mein Hof soll schuldenfrei sein, und ich finde meine Tochter mit barem Gelde ab.«

»Gut; schreiben wir fünfzig Taler. Sie behalten sich aber für den Fall, dass Ihr Sohn den Hof verkaufen wollte oder müsste, das Rück- oder Wiederkaufsrecht vor — für wieviel?«

»Für jene fünf Tausend Taler, für die ich dem Andreas den Hof überlassen wollte; das heißt doch, Herr Notar, ich kann ihn gegen Zahlung von fünf Tausend Talern zurücknehmen, ehe ihn ein anderer erwirbt?«

»Das heißt es, Schulze.«

»Außerdem verlange ich mein Altenteil, wie es mein Vater vom Hof bekommen.«

»Das ist aber für die jetzige Zeit viel zu niedrig«, sagte der Notar.

»Ich will nicht mehr«, entgegnete der Alte, »schreiben Sie das Altenteil genau so in den neuen Kauf, wie es im alten steht.«

»Verkäufer und Käufer, sind Sie mit diesen Bedingungen einverstanden?«

»Ja«, sagte der Alte.

»Ja«, sagte Georg.

»Nun so rufen Sie mir den Pastor und den Andreas als die beiden gesetzlichen Zeugen. Ich will im Beisein derselben den Kaufvertrag diktieren.«

Dies geschah. Die Mutter umarmte ihren Sohn, aber in ihrem Glücke vergaß sie nicht, mit Lenen für Käufer, Zeugen und Notar ein Mahl herzurichten, wie es nur ihre Vorräte gestatteten. Der Notar unterhielt sich gelegentlich mit Georg, der ihn interessierte und dessentwillen der Geschäftsmann sich um einige Stunden versäumte. Er hielt nach den Güterpreisen der Gegend die stipulierte Rückkaufssumme von 5000 Taler für hoch und zollte dem Gerechtigkeitssinn des Alten Beifall. — Georg dankte ihm, dass er das Geschäft zu solchem leidlichen Ende geführt.

»Ich meinte aber«, wandte der Anwalt ein, »der Anfang eigentlich war besser, als das Ende. In Ihrer Stelle hätte ich die fünf Tausend Taler genommen. Sie wären somit diese Quälstelle losgeworden, könnten in die Stadt gehen und anfangen, was Sie wollten.«

»Wie man's nimmt, Herr Notar, wenn ich in dieser Welt einmal praktisch werden soll, so will ich's nur in der Landwirtschaft.«

»Dann könnten Sie mit Ihrem Gelde ein Rittergut pachten, das bedürfte keiner Anwendung ihrer

Körperkraft, und Ihre geistigen Fähigkeiten wären an der richtigen Stelle. Ich wäre Ihnen gern dazu behilflich gewesen.«

»Dies Gut ist aber groß genug, laut Separations-Rezess 550 Morgen.«

»Aber was für ein Gut! Belastet mit allen möglichen Abgaben. Die eine Hälfte liegt wüst und die andere Hälfte ist armer hungriger Boden. Ich habe erst im vergangenen Jahr den Hof Nr. 4 dieses Dorfs für 1800 Taler an fremde Hand verkauft, und wie ich höre, nährt er doch seinen Besitzer nicht.«

Georg erschrak. Er kannte aber den Besitzer und fasste sich schnell.

»Das liegt in der Wirtschaftsweise; wie man's eben treibt, so geht's. Ich will es anders treiben und es soll anders gehen.«

»Sie haben einen mutigen Geist und einen starken Glauben; Sie wollen es damit versuchen. Wenn Sie einmal in Bedrängnis kommen sollten, so stehe ich Ihnen gern zu Diensten.«

Also schloss der Notar und verabschiedete sich, denn Andreas fuhr mit dem Wagen vor, um ihn nach der Stadt zurückzubringen.

Gegen Abend kamen die eingeladenen Nachbarn, um beim Krüge Bier ihrem neuen Schulzen Glück zu

wünschen. Alles war heiter, selbst der alte Richter schmunzelte, als man des letzten Grenzumzuges gedachte, der zur Wahrung der Rechte der Feldmark mit jedem Amtswechsel des Schulzen vollzogen werden musste und wieder auf den folgenden Tag angesetzt war. Dabei langte man das Grenzbuch hervor, das die Protokolle seit zweihundert Jahren enthielt. Georg der Schriftenkundige verdeutschte es, und das Alter ward redselig gegen die aufhorchende Jugend. —

\* \* \*

---

**Note 1**

Der Zehnt wurde damals noch in Natura von den Bauergütern an die Pfarren gegeben und betrug die dreißigste Mandel Garben von der Ernte, sowie von allem Gewächs und selbst vom Schaf und Gans und Hühner das dreißigste Stück.

*[Back](#)*

## Zehntes Kapitel – Eine Aussicht vom Rabenstein

**D**ie letzte Hälfte des April vom Jahre 1854 hatte begonnen, die Frühlingssonne schien wunderbar erwärmend und belebend auf die Vegetation. Unter ihrer Einwirkung schwollen die Millionen Knospen des Laubwaldes, entfalteten die Ziersträucher schon ihre Blätter, schossen die Frühlingsblumen ihre Knospen auf; während die Vögelwelt in allen Variationen ihr Lied anstimmte, — dies einzige Lied der Welt, das trotz seines wunderlichen Quodlibets im Chore keine Disharmonie erzeugt. Im Parke zu Rabenstein blühte es von weißen Anemonen unter den Haselgebüsch, die gelben Primeln neigten die Kronen an jeder freieren Stelle und ringsumher spürte man den köstlichen Veilchenduft, der jedem auffallen muss, wer um diese Zeit den Burgberg besteigt. An einem dieser Tage saß eine Frau in mittleren Jahren in einer Laube am Südabhang des Burgbergs. Die Laube lehnte sich an die Bergmauer und war von Tannen und virginischem Wacholder umzogen. Sie nähte an einem Weißzeug und bemerkte den Ankommenden nicht, bis er dicht vor ihr stand. Es war der Domänenpächter, der seine Frau suchte.

»Nun, machst du schon Sommer?« fragte dieser.

»Es ist ja so warm, dass wir den Kaffee hier

einnehmen könnten.«

»Ich bin dabei.«

»Ich dachte mir's, lieber Mann, die Wirtschafterin wird ihn sogleich bringen.«

»Allein, es muss rasch geschehn; ich habe wenig Zeit, ich will nach den Vorwerken reiten und dann gegen Abend dem jungen Richter wieder Geld hintragen.«

»Hört denn das noch nicht bald auf?« fragte die Frau.

»Du siehst ja, er baut noch immer rüstig, wie soll's da aufhören? Heut lässt er die große Scheune richten. Sieh! Jetzt bringen sie die Sparren auf. Der Zimmermann, der dort ganz oben auf der Spitze sitzt, pocht jetzt den letzten Nagel ein, der beide Sparren verbindet, horch, — das matte: Klatsch, klatsch, das von den Eichen her hallt, das ist sein Schlag.«

»Es ist doch sonderbar, dass Du Dich darüber freust«, warf die Frau unwillig ein, »Du tust gerade, als wenn das alles da drunten Dein eigen Werk wäre.«

»Nun, es wird wenigstens mit meinem Gelde gebaut, da kann einen schon interessieren, was damit zustande kommt.«

Die Frau sah ihn seitwärts an.

»Ich weiß nicht, warum Du den arglosen jungen Mann noch zu allen möglichen Unternehmungen aufmunterst

und ihm das Geld geradezu aufdringst.«

»Ich animiere ihn nicht, Frau, er geht von selbst so toll ins Geschirr. Da studiert er in den landwirtschaftlichen Schriften und rechnet mit Buchstaben, und wenn ihm die Rechnung auf dem Papiere stimmt, dann kann er nicht ruhn und rasten, er muss versuchen, ob sie auch draußen auf dem Acker ihre Richtigkeit habe.«

»Aber, das würde ihm vergehen, wenn ihm die Mittel abgeschnitten wären.«

»Törin«, lachte der Mann, »wenn er mich nicht fände, fände er einen andern, Schlimmeren. Ich habe einstweilen sechs Prozent in diesen schlechten Zeiten mit niedrigem Zinsfuß. Übrigens habe ich die Sache einmal angefangen und darf ihn nun zu keinem Zweiten gehen lassen, wenn ich das Geschäft übersehn will.«

»Da ist Dir Dein Geld wohl nicht einmal ganz sicher?«

»Sicher?« wiederholte der Mann ironisch, »was sollte es denn Solideres geben als einen schuldenfreien Bauernhof und dazu diesen Georg Richter, diese gutmütige ehrliche Haut?«

»Das Geld kann er Dir aber niemals wiederzahlen. Du müsstest dafür Hypothek auf den Hof nehmen. Das wolltest Du ja sonst immer nicht, weil Dir Dein Geld als Hypothek nicht beweglich genug erschien, wenn einmal ein schnelles Geschäft zu machen wäre.«



»Bewahre mich der Himmel, ich will auch keine Hypothek, den Hof selbst will ich haben.«

»Das ist nicht recht von Dir, Mann; das sieht erstens gehässig vor der Welt aus, wenn Du den jungen Mann so schändlich vertreiben tätst; zum andern, was willst Du mit dem kleinen Hof? Wir können ihn ja doch nicht selbst bewirtschaften.«

»Du redest, wie Du's verstehst, Frau, — den Hof mit dieser Kleinigkeit erwerben, ist mir lieber, als der gepachtete Rabenstein. Denkst Du, der junge Mensch habe was Schlechtes geschaffen mit seinen Bauten, seinen Dränierungen, seinem Vieh- und Futterkauf? Die Sperlinge gehn gern ins Schwalbennest, denn wohlfeiler können sie keins bauen. Übrigens läuft in zwei Jahren meine Pacht ab; ich hab das Gehudeltwerden und das Scherwenzeln als Pächter satt, und wenn der Rabenstein diesmal ins öffentliche Aufgebot kommt, wie es seit 1848 Gesetz ist, so ist die gute Zeit hier vorbei, wenn man mit der doppelten und dreifachen Pachtsumme gegen die jetzige das Meistgebot behält. Zudem kommt's sicher über kurz oder lang, dass dort der Bauer oben auf der Ecke, der Winkelschröder, auch fertig wird, den Hof kauf ich dazu; sein größtes Teil Feld grenzt mit dem Wolkenfelde, das gibt zusammen an 800 Morgen. Der Pfarracker ist mir auch alle Tage für billige Pacht feil, das gibt 1100 Morgen, und diese tausch' ich mit dem besten

Rittergute nicht, denn dies Gut kommt mir nicht halb so teuer.«

»Hätte nichts dagegen«, erwiderte die Frau, »wenn's nur nicht so gehässig aussäh'; — ich wünschte wahrlich, es unterbliebe; wir finden wohl noch anderwärts ein gut Unterkommen, wenn wir vom Rabenstein fortmüssen.«

»Pah, was heißt gehässig? Der Richter dankt mir's sicher noch, dass ich ihn hier auf dem Sattel gehoben. So ein gescheuter Mensch gehört gar nicht hierher aufs Land; er macht nur die Leute klug ...«

In demselben Momente brach das Gespräch ab, denn derjenige, von dem die Rede war, trat unten auf dem Fußsteig von Raben her aus dem Gebüsch, obwohl er jene beiden in der Laube, weder sehen noch hören konnte. Der Abhang vom Gebüsch bis oben an die Laube lag in Rasen und war nur hie und da mit Obstbäumen und einigen Ziersträuchern bepflanzt.

Schon von dem Standpunkt des jungen Richter aus hatte man den ungehinderten Blick ins Tal. Dieser ließ sich auf eine Bank am Wege nieder, die ein großer Apfelbaum beschattete, und blickte sinnend hinab. Da lag der Schulzenhof mit seinen brennend roten neuen Ziegeldächern. Das buntgefachte Wohnhaus stand noch, aber auch dieses hatte Ziegeldach; das Haus war sauber gestrichen, es blickte in seinen neuen Fenstern mit weißen Rahmen und grünen Fensterläden ordentlich

geputzt in die Welt. Vor dem Hause war der neu angelegte Garten zu sehn, das weiße leuchtende Staket fasste die großen Ulmenbäume und rechts und links davon anmutige Ziersträucher ein. Die Wirtschaftsgebäude zeigten von hier aus klar ihre großen Dimensionen, dass es aussah, als könnte man die andern Bauergehöfte in diese wie in eine Spielschachtel stecken, und doch war der Hof noch nicht fertig, wie eben die neu sich erhebende Scheune zeigte.

Hinten im Garten erblickte man die steinerne breite Brücke über den Fluss. Jenseits daneben stand wieder ein neues Gebäude mit zehn Fenstern Front. Eine Schar Kinder spielte davor; es war das Familienhaus für die Tagelöhner des Hofes.

Von hier aus führte ein schnurgrader, mit Bäumen bepflanzter Weg wie eine weiße Chaussee in sanfter Steigung die Bergmulde hinauf. Die Bergmulde selbst, das ehemalige Bruch, war wie verwandelt; das Gestrüpp war verschwunden.

Zu beiden Seiten des Wegs sah man in den breiten Gräben das herabrieselnde Wasser glänzen. Dem Auge zeigte sich nun erst die Größe des Bruchs, nachdem es zu den beiden Seiten in schwarze und grüne Ackerstreifen umgeschaffen war. Und droben auf dem Wolkenfelde, was war da nicht alles gerodet und verändert! Da blickten die Dächer seiner Ziegeleigebäude über den Berg

herüber. Er hatte sie anlegen müssen, um die vielen Tausende von Steinen sich bequem und billig zu verschaffen, die seine neuen Gebäude in ihren massiven Wänden verschlangen. Seitwärts im Tal sah er die Torfgräber karren und schöpfen, die das Brennmaterial zum Ziegelofen herstellten. — O, alles war zweckmäßig, billig und vernünftig, gemäß allen Regeln der neuern Landwirtschaft angelegt; da griff ein Unternehmen geschickt ins andere — und dennoch, warum verschlang dies alles so riesenmäßig viel Geld? Warum war diese kleine Wirtschaft wie ein Fass der Danaiden, das umso leerer wurde, je mehr man hineintat? ... Er fing vor zwei Jahren um diese Zeit an das Bruch zu roden, zu planen und unterirdisch durch Drains trocken zu legen. Das war, als ob man dem alten Berg die Adern aufschlug, die nimmer wieder versiegten: zwei Bäche flossen hinab ins Tal, die den Fluss um die Hälfte größer machten. Er rechnete genau, die Arbeit sollte siebenhundert Taler kosten und binnen Jahresfrist das Doppelte eintragen. Das hätte stattfinden können, wenn das Bruch schon zuvor urbares Land gewesen wäre. Nun kostete es das Doppelte und hatte bis jetzt noch wenig oder nichts eingebracht. Hundert Morgen Bruchland und hundert Morgen Rodeland auf dem Wolkenfelde verlangten da mit einem Male Dünger und das Manguo musste einstweilen der kostspielige Guano ersetzen. Für die Zukunft aber verlangte der Dünger Vieh; Vieh verlangte Ställe; volle

Ställe verlangten Futter; Guano, Vieh, Ställe, Futter aber kosteten Geld und immer wieder Geld. Der Punkt des Bauens, als der kostspieligste, brachte ihn zur Anlage der Ziegelei, das fehlende Holz gab sein Wald noch her; — aber mit Steinen und Holz ist noch kein Bau fertig, die Handwerkslöhne gingen in die Hunderte. Einen kleinen Trost gab ihm die letzte Ernte, die eine erfreuliche Zunahme schon aufwies; allein diese Zunahme beanspruchte wieder mehr Scheuer- und Schuttraum; — so trieb ein Keil den andern, ein Fortschritt rief den andern wach und einer kostete immer noch mehr als der andere. Noch musste er's als ein Glück schätzen, dass dieser Pächter vom Rabenstein neben ihm wohnte. Er hatte Einsehen, er schüttelte nicht bedenklich den Kopf, wie jeder ländliche Bauer, der seinem Treiben zusah. Zudem — und das war die Hauptsache — hatte er eine stets offene Hand für ihn, wenn er in Verlegenheit war.

Heute war wieder Sonnabend. Am Feierabend hielten so und so viel Maurer, Zimmerleute, Torfmacher, Ziegelarbeiter, Tagelöhner die Hand auf, — und seine Kasse war leer. Der Amtmann, dem er einen betreffenden Zettel geschrieben, hatte ihm sagen lassen, er wolle, wenn irgend möglich, gegen Abend selber kommen und das Bewusste bringen. Allein die Unruhe war quälend; der Amtmann konnte abgehalten werden, aber die Leute ließen sich nicht abhalten, ihren Lohn zu fordern, der

ohnehin schon hie und da rückständig war. So kam es, dass er sich von seinen Arbeitern stahl, die er sonst emsig beaufsichtigte, und auf den Rabenstein stieg. Er zögerte noch immer auf seiner Bank, in seine Zahlen und Berechnungen versunken, und wunderte sich nur plötzlich, dass er den Fink, der über ihm im Apfelbaume schlug, noch gar nicht gehört, dass er noch keinen Blick für die Anmut des Tals und den Frühlingsschmuck der Natur gehabt hatte. — Wie in ganz andern Stimmungen hatte er sonst von hier aus hinunter geblickt! ... War ihm unter dem ewigen Rechnen und Sorgen das Organ gänzlich für die sinnige Naturbetrachtung verloren gegangen?

Da rief jemand seinen Namen, er wandte sich um und sah den Domänenpächter droben vor der Laube stehn. Flüchtigen Schrittes eilte er hinauf. Man empfing ihn freundlich, man achtete den gebildeten Schulzen für einen seinesgleichen. Er musste am Kaffeetisch Platz nehmen und das Gespräch drehte sich um die Geschäfte des Tags. Dem jungen Richter war's heute ordentlich angenehm, dass die Frau des Hauses nicht in ihr stereotypes Gespräch vom Heiraten fiel, das für sie in Anbetracht des jungen unbeweibten Mannes ein unerschöpfliches Thema war. Er ahnte den Grund davon nicht, denn jene, die es auf eine Verbindung ihrer jüngsten Schwester abgesehen hatte, sah heut ihren Plan von den Entwürfen ihres Mannes durchkreuzt, welche

Entwürfe ihr so bedeutsam vorkamen, dass dieselben in ihrer Seele zu bewahren beschloss. Endlich nahm der Domänenpächter den jungen Mann an den Arm und sagte:

»Kommen Sie mit in mein Zimmer, ich habe heut einmal Zeit, und wir wollen zusammen rechnen, damit alles seine Ordnung hat.«

Die Rechnung kam zustande und Georg sah mit Schrecken, dass er nach und nach mit den stets fortlaufenden Zinsen und den erhobenen heutigen einhundert Talern während der zwei Jahre bare fünftausend einhundert und fünfzig Taler Schulden gemacht hatte. Der Amtmann Meyer tat selbst erstaunt und fuhr in seiner Verwunderung mit den Worten heraus:

»Sollte man meinen, dass das möglich wäre! Der ganze Hof ist ja fast nicht mehr wert! — Haben Sie nur die Güte«, fuhr er fort, »mir einen Generalschuldschein auszustellen, dann können wir alle die kleinen vernichten.«

Georg wusste auf die erste sonderbare Äußerung keine Antwort, und da er einstweilen keine Aussicht hatte, aus den Erträgen des Guts diese große Summe abzutragen, so äußerte er nachdenklich:

»Ich muss Ihnen das Geld als Hypothek eintragen lassen, Herr Meyer, über fünftausend kann ich verfügen.«

»Lassen wir das, lieber Richter«, entgegnete jener, indem er ihn vertraulich an die Schulter fasste. »Sie sind mir sicher genug. Ich könnte unvermutet mein Geld gebrauchen, da wären die teuren Eintragungskosten weggeworfen. Einstweilen können Sie aber ganz ruhig sein, ich glaube nicht, dass mir vor zwei Jahren ein Geschäft vorliegt.«

Unter diesen Worten hatte er ein Wechselformular beschrieben und reichte es Georg zur Unterschrift. Georg zögerte und sah den Amtmann zweifelnd an.

»Hegen Sie kein Misstrauen, ich habe das Formular nur der Bequemlichkeit wegen zum Schuldschein verwandt, sehen Sie, ich habe den Fälligkeitstermin ja offen gelassen. Einen Schuldschein werden Sie mir doch gönnen, den stellt ja jeder Bauer aus, denn das ist notwendig von wegen Leben und Sterben.«

Georg unterschrieb, es war wirklich kein Zahlungstermin darin. Damit schieden sie.

Georg trug heut sehr schwer an seinen hundert Talern Courant, die er vom Amthof erhalten. Immerfort klang ihm die Äußerung des Amtmanns in den Ohren:

»Der ganze Hof ist fast nicht mehr wert!« ... Baute man landwirtschaftliche Gebäude, um die an denselben geleistete Arbeit weggeworfen zu haben? Melioriert und verbessert man, bloß um zu seinem und anderer Pläsier



mit dem Boden Kunststückchen zu machen? — Fünftausend schätzte den Hof sein Vater schon, als ihn Andreas annehmen sollte; für zweimal fünftausend hätte er ihn damals nicht hergegeben — noch andere fünftausend hatte er hineingewirtschaftet — und wieder sollte das Gut nur fünftausend wert sein? ... Aber fünfzehn Tausend Taler Werts verlangen siebenhundert und fünfzig Taler Rente. Wo kamen diese 750 Taler her, da von ihm der Hof noch jährlich Tausende Zuschuss forderte? Wann wird das ein Ende nehmen, wann wird die Rente anfangen? Georg stand still, der Schweiß trat ihm auf die Stirn. Alles war berechnet, das Fazit mit mathematischer Genauigkeit festgestellt ... aber die Probe fehlte; ihr mögliches Eintreffen war gar nicht einmal abzusehen. Sollte er gar von falschen Ansätzen ausgegangen sein?

\* \* \*

## Elftes Kapitel – Der Richteschmaus

**A**ls Georg drunten wieder angekommen war, feierten bereits seine Leute, denn die einhundert und zwanzig Fuß lange Scheune stand fertig gerichtet, jedes Stück Holz in sein Gefüge gebracht. Man erwartete seine Ankunft, um dem Werk die übliche Weihe zu geben. Die Scheune stand unten am Garten quervor und schloss bis auf wenigen leeren Raum den Hof. Rechts davon war Raum gelassen zu einem stattlichen Hoftore, das hinauf zum neuen Gutsweg führen sollte; links war noch ein freier Fleck, der zu einem Holzgelasse und Wagenschuppen bestimmt war und wiederum noch einmal einige hundert Taler Aufwand verlangte. Die alte Scheune — 60 Fuß lang und 24 Fuß tief — stand links in der Gebäudereihe; zwischen ihr und dem Wohnhause befand sich der neugebaute Kuhstall, der für vierundzwanzig Stück Rindvieh reichlich Raum gewährte.

Auf der andern Längsseite des Hofes stand ein 160 Fuß langes Gebäude; es enthielt den Schaf- und Pferdestall. Der Giebel, der an die Straße stieß, enthielt die neue Altenteilswohnung; eine andere Wohnung war nach dem Hofe zu eingerichtet, sie war zur Knechte- und künftigen Meierswohnung bestimmt. Zwischen dem Wohnhause endlich und dem Altenteilsgiebel vorn an der Straße stand noch das alte Torhaus, das auch einmal des Neubaues

bedurfte. Kaum war Georg in die Stube getreten und hatte das Geld unmutig in den Schrank geschlossen, als eine Deputation der Handwerker und Arbeiter anlangte und um die Erlaubnis bat, die übliche Richtefeierlichkeit vollziehen zu dürfen. Diese Einweihung war der Gegenstand, um den sich das Gespräch der Arbeiter schon die ganze Woche gedreht hatte, doch hing sie von der Einwilligung des Bauherrn ab, da dieser das Beste dazu, die Unkosten des Vergnügens, beitragen musste. Sie betrogen hier für Georg eine Tonne Bier, verschiedene Quart Branntwein und den Richteschmaus. Von früher her wusste er, dass die Kosten des Baus wieder um zehn Taler stiegen und doch waren sie ganz unnötig, weil sie ohne dafür geleistete Arbeit wirklich weggeworfen waren. Da er den Leuten schon zweimal in der Weise gefällig gewesen war, so kam ihm der Gedanke, ihnen diesmal ihre Bitte abzuschlagen. Indem er noch zögerte, mit welchen gelinden Worten er diese abschlägige Antwort einkleiden wollte, sah er, wie die Toni drüben im Pfarrgarten einem der Handwerker die Blumenkrone übergab, die das Gebäude krönen sollte, und seine Mutter kam in die Stube, um ihm zu verkünden, dass sie für das Mahl von Thomas habe einen Hammel schlachten lassen und dass sie den Andreas nach dem Biere fortgeschickt habe, weil er vergessen, solches alles zu bestellen. Was war da zu machen? Wie konnte er den Leuten die Freude verderben? Er musste ja sagen,

denn sonst hätte er die Vorbereitungen schon verweigern müssen, und er trat hinaus, wo die Handwerker ihn mit lautem Zuruf empfangen.

Der Zimmerpolier kletterte flink wie eine Katze, die Blumenkrone auf dem Arm tragend, behindert in der einen Hand von der Flasche und dem Glas, auf den äußersten Sparren nach Osten, befestigte darauf die Blumenkrone, setzte sich rittlings auf den äußersten Kehlbalken und begann:

*Wir haben gezimmert, wir haben geschnürt  
An diesem Gebäude, wie sich's gebührt;  
Wir haben geschnitten nach Recht und Maß,  
Bis jeder Zapfen im Holze saß.  
Drauf haben das Werk wir ausgerichtet,  
Nach allen Regeln der Kunst geschichtet;  
Es liegen die Balken, die Sparren stehn  
Und können getrost zum Himmel sehn;  
Die hundert Nägel sind eingeschlagen,  
Und jeder musste den Trunk vertragen,  
's ist alter Brauch: wo recht sich's traf,  
Heißt's: Nagel und Bier, das bindet brav.  
Dem lieben Herr Gott lobesam  
Dank ich, dass keiner zu Schaden kam,*

*Dass keiner zur Stell den Tod gefunden,  
Keinen Arm gebrochen, kein Bein geschunden.  
Ich trinke zum Ersten — Ihr habt's gesehn:  
Gott lasse recht lange dies Haus bestehn!  
Ich trinke zum Zweiten — und hab's erdacht,  
's ist alles mit bestem Fleiß vollbracht!  
Ich trinke zum Dritten — das Glas ist leer,  
Die Flasche ist leicht, die Zunge schwer;  
Drum werf ich Flasche und Glas hinab,  
Dass alles sein richtiges Ende Hab.  
Nun geht, Kameraden, die Red' ist aus  
Und macht Euch lustig beim Richteschmaus.*

Die gläsernen Gefäße klirrten und sprangen am Boden in Stücke. Ein dreimaliges »Hoch!« auf Georg und ein gesungener Vers des Liedes: Nun danket alle Gott! machten den Schluss der Feierlichkeit. Georg zahlte die Löhne aus und besprach kurz die Arbeiten für den Montag; unterdessen kam Andreas mit der neuen Auflage Bier gefahren und die Mutter und Lene trugen in der leeren Auszugsstube für die Arbeiter auf.

Der durchaus nicht fröhlich gestimmte Bauherr musste sich doch mitten unter die Handwerker setzen, um ihnen sein Wohlwollen zu beweisen; allein er hielt es nicht lange aus, er musste das Freie suchen. Der Abend war

ausnehmend mild für die Jahreszeit, die weißen Nebel lagen unterwärts im Tal, die Berge leuchteten noch im matten Schein des Abendlichts. Im Talfeld begegnete er der Toni, die, mit dem Strickstrumpf in der Hand, ebenfalls die Abendluft hatte genießen wollen. Er grüßte sie fast zerstreut, gesellte sich aber zu ihr, als wollte er einem unbehaglichen Gedanken entfliehen. Von fern sahen sie im Giebelfenster des Pfarrhauses Licht schimmern. Der Pfarrer studierte noch, denn morgen war Sonntag.

»Wer doch ein so stilles, friedsames Leben führen könnte, wie Ihr Vater«, sagte Georg.

»Was fehlt denn Ihrem Leben, Herr Richter?« lächelte das Mädchen. »So in die Welt hineinzugreifen, zu wirken, zu schaffen und seine Erfolge zu sehn, ist das nicht beneidenswert?«

»Ha, die Erfolge«, erwiderte Georg, — »wenn Sie an meiner Stelle ständen, würden Sie kleinmütig genug sein. Das kostet immer und immer und man sieht kein Ende ab.«

»Ich bin ein Mädchen und verstehe nichts«, sagte Toni, »allein so viel sehe ich doch, dass Sie auf Ihres Vaters ärmlichem Hof ein stolzes Gut schaffen, was auch die dummen Leute darüber reden mögen.«

»Was reden die Leute?« fragte Georg aufmerksam.

»Nichts als alltägliches Gewäsch, mit dem ich Sie nicht behelligen werde. Allein eines muss ich Ihnen sagen: Sehen Sie sich mit dem Amtmann dort oben vor, der scheint mir viel zu viel Interesse an ihrer Sache zu nehmen. Zwar wird man aus ihm niemals recht klug, jedoch fiel mir's auf, dass er neulich, als wir mit ihm in Klepzig auf dem Amthofe zusammentrafen, im Gespräch über Sie geradezu unserm Wirt ins Gesicht sagte, Ihr Hof sei mehr wert, als der ganze Amthof von Klepzig. Zu andern Leuten aber redet er wieder ganz anders, demnach Sie schon viel mehr angewandt hätten, als der Hof eigentlich wert wäre. Auch erzählte die Frau Amtmännin kürzlich: Sie hätten um die Hand ihrer Schwester angehalten, allein sie könnte sich zur Zustimmung nicht entschließen, da es zweifelhaft wäre, ob Sie auf Ihrem Besitztum mit so vielen Schulden eine Frau ernähren könnten.«

»Ist das wahr?« fragte Georg aufgeregt. »Sagen Sie mir, zu wem hat dieser Mund solchen Unsinn geredet?«

Toni wandte ihr Gesicht seitwärts:

»Ich sage Ihnen nichts mehr und nichts weniger, als die Wahrheit; die Sache verhielt sich wörtlich so, den Gewährsmann kann ich Ihnen nicht nennen.«

Georg brach ab, denn er ahnte den Sachverhalt. Sie standen jetzt im Garten vor dem Pfarrhaus; der Pfarrer trat eben aus der Tür, um noch seinen Abendspaziergang

zu machen. Er grüßte den jungen Richter, und diesem war es, als ob heut alle Welt in seiner innersten Seele herumstörte, als der Pfarrer fragte:

»Sind Sie heut auf dem Rabenstein gewesen?«

»Ja«, lautete die Antwort.

Der Pastor sah ihn sorglich an.

»Georg, kommen Sie zu mir, wenn Sie in Verlegenheit sind; ich habe einiges, das ich Ihnen geben kann. Halten Sie nur einmal mit Ihrem Bauen ein. Rom war ja auch nicht an einem Tage fertig. Versprechen Sie mir, nicht wieder dort oben hinauf zu gehn.«

»Ich begreife das nicht, Herr Pastor ...«

»Ich auch nicht«, fiel jener trocken ein. »Doch kenne ich den Amtmann länger als Sie. Er führt immer gern Streiche hinter dem Rücken.«

»Was will er aber?«

»Das weiß ich nicht, und Sie scheinen es auch nicht zu wissen. Er will aber etwas, deshalb sehen Sie sich vor. Was macht Ihr Vater?«

»Sie wissen, er war nur einmal hier und schüttelte den Kopf. Seitdem wirtschaftet er in Borna.«

»Da ist ja wohl morgen Hochzeit, wollen Sie hinfahren?«

»Nein, Herr Pastor, ich bin nicht aufgelegt.«



»Nun gute Nacht, Georg, ich muss noch ein Weilchen gehen. Wir sprechen uns ein ander Mal.«

Und dahin ging der Pastor.

Da erklangen von drüben auf dem Schulzenhof Geigen und Flöten. Die lustigen Gesellen hatten sich auf eigne Faust Musik bestellt, um dem Feste die Krone aufzusetzen. In Georgs Ohren erklang das wie greller Hohn. Er wollte fast hinübereilen und den Mummenschanz verbieten. Er stöhnte und sank auf die Bank.

»Was ist Ihnen?« fragte Toni teilnehmend. »Lassen Sie doch den Leuten die Freude?«

»O«, seufzte Georg, »Freude auf Unkosten anderer; — ach, Sie sind heut selbst die unwissentliche Veranlassung, dass mich dieser Abend unnütze zehn Taler kostet. Das sind die jährlichen Zinsen von zweihundert Talern und wie viele solcher Zweihunderte muss ich verzinsen!«

»Aber was tut das, Herr Richter«, sagte das verständige Mädchen. »Wenn ich mir Wolle borge und meine Zeit dazu verwende, so bekomme ich schließlich diesen Strumpf. Dieser ist und bleibt doch immer mehr wert, und wenn ich jene bezahlen muss, kann ich den Strumpf verkaufen und werde mehr als den Preis der Wolle erlösen. Was beunruhigen Sie sich? Selbst mein

Vater sagt, alles, was Sie in Angriff genommen haben, habe Sinn und Verstand, und somit kann es nicht verloren sein. Ihre Arbeit muss also mehr wert sein, als Sie schuldig sind. Das ist meine Meinung.«

Georg atmete auf.

Der überzeugende Ton und die unbefangene Beweisführung des Mädchens machten ihm wieder den Verstand klar. Mochte der Domänenpächter unter seinen Reden suchen, was er wollte — sein Unternehmen sah ihn wieder mit den gewöhnlichen Augen an.

»Sie haben Recht, ich danke Ihnen«, sagte er ordentlich zärtlich und drückte ihre Hand.

»Da Sie heut so vernünftig sind«, fing das Mädchen wieder schalkhaft an, »muss ich sie wohl endlich einmal fragen: wo Sie den Schlüssel von dem Pult in der Ferienstube gelassen haben? Sie haben ihn unstreitig mitgenommen, als Sie mit Ihren Büchern wieder auszogen.«

»Den Schlüssel?« entgegnete Georg, »ich habe damit jenes unglückliche Heft verschlossen, das Ihnen einst in die Hände gefallen war. Im Rausch des Geschäftslebens habe ich alles, Pult, Schlüssel und Heft vergessen.«

Die Frage des Mädchens aber erweckte seine Erinnerung, und der Kontrast jener Stunde mit der heutigen warf einen grellen Schein in seine Seele.

»Ich habe jene Abhandlung nicht vergessen«, sagte das Mädchen. »Glauben Sie nicht, dass mich flache, weibliche Neugier reizt zu wissen, was ich ahnte. Ihre Zweifel haben fortgewirkt und meine ganze Anschauung ist in Gärung geraten. Ich bin keine Rose mehr, die Sie vor den Stürmen schützen wollen; die Stürme haben mich schon ergriffen und Sie können mit mir sprechen, wie mit einem Ihresgleichen.«

Sie stand auf von der Bank und sprach diese Worte mit sonderbarer Entschiedenheit, welcher zum Trotz ihre Stimme hörbar vibrierte. Georg fühlte sich mit einem Male wie in eine andere Welt versetzt; das Alltagsleben verschwand hinter ihm, wie das Tal, das der Abendnebel verbirgt — und in der traumhaften Ironie, die jene Weltanschauung der Schwermut wie leise Musik accompagniert, fragte er langsam:

»Auch bis zu jener Grenze, wo nur der Irrtum, das Leben und das Wissen — der Tod ist? ...«

»Und die Lüge die Lust zum Leben und darum die ewige Verdammnis! ...«, rief das Mädchen und hüllte sich in ihre Mantille, als ob sie fröre.

»Wenn ich den Schlüssel wiederfinde, Toni, werde ich Ihnen denselben übergeben und Sie können frei über den Inhalt des Pults verfügen. Gute Nacht, Toni«, rief er, und da er nicht wusste, was er ihr Liebes tun sollte, nahm er ihre Hand und küsste sie.

»Gute Nacht, Herr Richter«, sagte sie, indem sie ihm ihre Hand entzog und in die Türe verschwand. In Georgs Herzen klang immerfort jene vibrierende Stimme nach, die das Zauberwort von »einem Ihresgleichen« aussprach.

»Ja, sie ist Deinesgleichen allein in diesem Tal«, sprach es in ihm, »alles andere ist wie die Fiedelmusik, die dort die Arbeiter ergötzt.« —

Im Traume noch sah er die Toni groß und licht neben ihm stehn und das fromme Angesicht seiner Mutter lächelte glücklich zwischen beide herein.

\* \* \*

## Zwölftes Kapitel – Stille Tatsachen

**D**rüben in der Auszugsstube ging es lustig her. Und wenn die Glieder von der Arbeit windelweich und mürbe sind wie gedroschnes Stroh: wenn die Fiedel kratzt, lebt alles wieder auf. Für die Frauenwelt ist sie nun gar die Sirenenstimme, der selbst Ulysses nicht widerstehn konnte. Man tut nur die Fenster auf, dass die Klänge ein wenig ins Dorf hineinhallen und was von Frauen und Mägden daheim ist, kommt gelaufen, oder lässt sich gar zahm beim Nachbar greifen. — Nicht ohne Grund halten in der Fastnacht oder beim Pfingstgelag die Musikanten ihren Umzug durchs Dorf und spielen der Lust auf, das lockt unwiderstehlich und wirkt anders, als die Einladung der Platzknechte. Dabei wird mit einem Ernste getanzt, als gält' es einer religiösen Feier, und wenn der jauchzende Kehllaut nicht zuweilen wie ein lautes Wunder dazwischen tönte, könnte man glauben, es würde da die gewissenhafteste Arbeit vollbracht.

Hier nun brachten die städtischen Handwerker eine außergewöhnliche Beweglichkeit hervor. Einige von ihnen waren Spaßvögel mit derbem Zimmermannswitz, der traf wie die Axt ins Holz und an Spänen fehlte es nicht. Das Phänomen aber des Tags war: Andreas tanzte und Lene tanzte. Das war seit Jahresfrist nicht geschehen; keine Fastnacht und kein Pfingstgelag hatten das vermocht, aber die Fiedel am Richteschmaus brachte es

zuwege. Zuerst tanzte jedes für sich mit diesem oder jenem, — doch siehe da! Mit einem Male schwang Andreas die Lene und die Lene ließ sich schwingen, indem sich hocherglühend ihr Haupt auf Andreas' Arm neigte. Ein allgemeines Hallo und lautes Jubeln ging durch die Stube. Es wusste kein Mensch, warum sich die beiden fast ein ganzes Jahr lang gemieden und jedes still seines eigenen Wegs gegangen; es wusste kein Mensch, warum sie sich heut wieder zusammenfanden. Allein bei gewissen Leuten sind die stillen Tatsachen auffälliger, als bei andern die laut verkündigten. Lene war festlich geschmückt, denn sie hatte beim Richteschmaus die Aufwartung besorgt. Ihre Wangen blühten wie zwei Pfirsich, die die Sonne gerötet. Ihr festlicher Kopfputz bestand auf der landesüblichen »Kiffe« — wahrscheinlich das, was die Süddeutschen »Kübele« nennen; — das war ein zylinderförmiges, vier Zoll hohes Hütchen ohne Krempe, welches auf dem Hinterkopfe das von allen Seiten aufwärts gekämmte Haar deckte. Zwei rosa Flügel schwebten frei von beiden Seiten des Häubchens; die roten Röcke waren kurz, aber so voll dichter Falten, dass ihr Umfang eine Krinoline entbehrlich gemacht hätte; ihre Füße, bis zur Hälfte der runden Waden unbedeckt, bekleideten blendend weiße Strümpfe, deren violette Zwickel von der Fußhöhle wohl eine Spanne hoch über den ausgeschnittenen Schuhen sichtbar waren.

Alles bewarb sich um einen Tanz mit Lene, sie kam fast nicht zu Atem, denn, war sie einmal frei, da fiel sie dem Andreas in die Arme, um erst recht nach Herzenslust in den Tanz hinein zu wirbeln. Bald aber stahl sie sich aus dem Getümmel, um draußen frische Luft zu schöpfen.

Unter den Ulmen am Stein erreichte sie der spähende Andreas. Er rief:

»Lene!«

»Andreas!« —

Und das leise Geräusch verriet in der Stille der Nacht die Bewegungen ihres Mundes.

»Morgen ist Hochzeit in Borna, bist nun zufrieden?«

»Ach Andres, zufrieden mit Dir, aber nicht mit mir. Mich dünkt das Glück immer wie eine Schuld, dass Du wieder einen ganzen großen Bauernhof meinetwillen von Dir gewiesen. Glaub mir, ich hab in den Fluss springen wollen, bloß damit ich Dir aus dem Weg sein möchte. Gelt, sagte ich, wenn du nicht mehr wärst, da schlug' er mit Freuden ein, heiratete seines Herren Tochter und sein Glück wär' gemacht.«

Lene sprach leise; Andreas saß auf dem Stein, Lene auf seinem Schoß, ihr Haupt an seines gelegt; — während der Rede fühlte Andreas, wie heiße Tränen an seinen Wangen herunterrollten, die nicht seinen eigenen Augen entquollen waren.

»Was hast Du, Lene?« rief er.

»Glaub' mir, das wär ein sauber Glück gewesen. Meinst Du, dass mir das Herz nicht hätt' entzwei springen müssen, wenn Du Dir meinetwegen ein Leid antätst?«

»Ach, Andreas, ich begreife Dich nicht und mich selber nicht. — Gib mir noch Deine andere Hand, und sag mir: wie war Dir, als Du drüben in Borna warst und den großen Bauernhof beschautest? Als Dich die Witwe bewillkommte und Dich mit liebevollen Augen ansah? O, ich weiß, sie ist immer noch ein stattliches Weibsbild, wenn auch etwas hart, wie ihr Vater ...«

»Ich wusste ja gar nichts und war verdutzt, wie das Huhn im Feuerbrand, als der Alte herausplatzte, ich sollt seine Tochter heiraten. Mein Gedanke war da nur, dass nur die Lene nichts erfährt! Denn ich hab's nicht von damals vergessen, ehe der Jerg kam. Aber Gott straf' mich! Kaum hatt' ich mich mit dem Gedanken drei Tage lang allein getragen, da hast Du's spitzgekriegt und bist die ganze Zeit heidnisch sauertöpfisch gewest: das musst Du hinnehmen, damit Du's weißt.«

»Aber, Schatz, weißt Du nicht mehr, dass ich am Dienstag darauf vorgab, zu meiner Mutter zu gehn? Der Alte hat mich nach Borna gefordert gehabt. O, er ist mit beweglichen Worten in mich gedrungen, dass ich mich nicht ferner zwischen Dich und Dein Glück stellen soll. Er hat mir gesagt, das Herzen und Lieben fliegt zum



Fenster hinaus, wenn die Sorge ins Haus kommt, und die Liebe fühlt sich nur zu Hause, wo die Kisten und Kasten und Scheunen voll sind. Dann hat er mir versprochen, für mich zu sorgen, dass ich einen Mann mit einem leidlichen Anwesen krieg, und ich hab ihm versprechen müssen, Dir kein gut Wort mehr zu geben und Dir ein unwirsch Gesicht zu zeigen. Ja er hat mich flugs vom Hof wegtun wollen, das hat aber der Jerg mitsamt der Mutter nicht gelitten.«

»Alle Wetter auch, da wär' Dir's wohl lieb gewesen, wenn ich von Dir gelassen hätt', damit Du frei wärst?«

»Böser, kränke mich nicht in meine Seele 'nein; Deinem Glück wollt' ich nicht im Wege sein — für mich hätt's keins mehr gegeben.«

»Siehst Du, Lene, und ohne Dich gibt es auch für mich keins. Lass sie Hochzeit machen und trauen und rechnen und Geld zählen. Wir rechnen auf einmal, wenn wir nur erst beisammen sind. Ich hab's aber nun nachgerade satt und mag keinen Stein mehr im Weg zwischen Dir und mir haben ...«

»Was denkst Du, Andres, sollen wir jetzt die Mutter und den Jerg im Stich lassen?«

»Das eben nicht«, erwiderte jener, »Du weißt doch die Wohnung auf dem Hof, — der Jerg will einen Vogt hineinsetzen, wie ihn der Rabensteiner hat; der soll den

Hof und die Gespanne in Ordnung halten. Der Jerg ist ein guter Herr, und der Hof wird auch einmal gut; hat mir, seitdem der Jerg kramt, neunmal mehr Vergnügen gemacht und er ist mir ans Herz gewachsen, als wenn's mein eigener wär. Wenn ich's nun will, setzt er mich gern dort hinein, gibt mir mein Deputat, wir haben dann unsern eignen Herd und können heiraten.« Lene drückte ihm einen Kuss aufs letzte Wort.

»Wart' noch ein Weilchen, Schatz, bis der Jerg besser zurande ist; wir sind ja noch jung.«

»Nun, wie Du willst«, meinte Andreas.

»Horch! Der Tanz fängt von neuem an, die Spielleute haben die Geigen weggelegt und stoßen in die Trompeten. Willst noch tanzen?«

»Nein, wenn Du nicht willst.«

»So lass uns gehn. Gelt, diese Nacht will ich herzhaft von Dir träumen, Lene, bist mir immer in dieser Zeit im Traume gestanden mit der Schürze vorm Gesicht — und hast geweint ...«

»Und Du bist mir immer fort gewesen und ich hab Dich gesucht und gerufen ...«

»Glaube Dir's Schatz, habe Dich einmal deutlich rufen hören.«

»Und Du hast einmal im Mittagsschlaf schwer gestöhnt und ich hab' meinen Namen verstanden, dass ich

erschrocken bin und fortgelaufen. Aber horch! Die Turmuhr schlägt zwölf. Gute Nacht, Schatz!« —

»Gute Nacht!«

★ ★ ★

## Dreizehntes Kapitel – Mutter und Sohn

**I**m Tage darauf war die Hochzeit in Borna. Es hatte dort Mühe gekostet, einen geeigneten Mann für die Witwe zu finden. Wie wir oben ersahen, war die Witwe nach dem Erbprozess nur die Nutznießerin, während das Gut nach der Lieblingsidee des alten Richter dem ältesten Sohne zugeschrieben wurde. Obschon der Witwe ihr Eingebrautes von zwei Tausend Talern als Hypothek eingetragen wurde, war sie doch keine lockende Partie, denn ihr künftiger Mann erbte einmal nur von jenen 2000 Talern, für das Gut selber war er nur Administrator bis zum vierundzwanzigsten Lebensjahre des ältesten Sohnes, von wo ab er mit seiner Frau aufs Altenteil gehen musste. Wenn der Mann in dem Alter zwischen den Zwanzigen und Dreißigen war, musste er dies in seinen besten Jahren tun und alsdann müßig sitzen.

Indessen waren achtzehn Jahre der Administration mit der einzigen Pflicht der Erhaltung und Erziehung der vier Kinder doch immer eine hübsche Zeit, da alles in dieser Zeit Erwirtschaftete den beiden Ehegatten zukam. Für den mittellosen Andreas wär' es namentlich eine ausgesuchte Gelegenheit gewesen, selbst zu Vermögen zu kommen, da er sparsam war, wenn der Junge nur sein

Glück zu schätzen gewusst hätte und ihm die Lene aus dem Kopf zu bringen gewesen wäre! So hatte man im ersten Jahr gefreit und wenig ausgerichtet, denn, die man für gut hielt, hielten den Administratorposten nicht für gut genug, und denen dieser gefiel, solche waren meist nicht nach dem Sinn des Alten. Da war man auf Andreas gefallen, den sich die Witwe vom Alten erst förmlich erbitten musste; sie hätte ihn gern gehabt, denn der stattliche Bursche gefiel ihr. Diese Verhandlung hatte wieder ein halbes Jahr resultatlos gespielt; endlich hatte man den rechten gefunden. Es wäre nun eine tödliche Beleidigung für die Familie des neuen Mannes gewesen, wenn die Mutter der Hochzeiterin bei dem Feste gefehlt hätte: die Mutter musste also hin; allein bei ihrem Alter wollte sie nicht allein fahren. Georg hatte es ihr rundweg abgeschlagen, nun sollte Lene mit. Allein Lene fürchtete mit Recht den Alten und selbst die Base, da sie doch die unschuldige Ursache war, dass Andreas ihnen nicht zu Willen gewesen, obschon ihn die Witwe doch am liebsten genommen hätte. So schwer es ihr gegen die Mutter wurde, sie war aus dem richtigen Instinkt ihrer dortigen schiefen Stellung durchaus nicht zu bewegen.

Andreas war ganz in derselben Lage und wehrte sich ebenfalls. Und so blieb dem Georg schließlich doch nichts übrig, als den Bitten der Mutter nachzugeben und auf den Wagen zu steigen.

»Das ist grundgut von Dir, Jerg«, sagte die Mutter unterwegs, »dass Du bei solchen Sachen mittust, wie andre Leute. Sieh, wie hätt' es ausgesehn, wenn man mich allwärts gefragt hätt': wo ist der Bruder der Braut? Und ich hätt' antworten müssen: er kann nicht, oder er will nicht, oder er hat Geschäfte. Die Leute denken doch gleich, Du seist stolz — und Du bist es doch nicht.«

»Hast Recht, Mutter, wo käme der Stolz her? Aber was hilft's? Ich habe keinen Gefallen daran. Wenn ich sonst unter diese Leute kam, da sprach ich ihnen von Verbesserungen und Neuerungen, die auch ihnen Vorteile bringen würden, und wenn sie den Kopf dabei schüttelten, da dachte ich, das tut nichts. Dergleichen Dinge müssen diesen Hartköpfen ein Schockmal vor die Ohren kommen und Du hast's hiermit zum ersten Mal getan. Allein auch dazu bin ich heut nicht aufgelegt und namentlich mag's ich vorm Vater nicht, der mir am meisten das Widerspiel hält, vermutlich, weil ich sein Sohn bin.«

»Der Vater meint's nicht bös«, sagte die Mutter, »aber er ist einmal so und wir müssen alle verbraucht werden, wie wir gewachsen sind.«

Georg seufzte und das Gespräch brach ab. —

Wieder fing die Mutter einmal an:

»Sieh, Jerg, wie schön der Himmel ist, wie grün die

Saaten stehn und wie hell die Lerchen singen! Wenn ich das wieder im neuen Jahre sehe, da denk' ich, das siehst du bald zum siebenzigsten Male und dann frag' ich, wird's nicht das letzte Mal sein?«

»Aber Mütterchen, wer wird solche Gedanken hegen? Du bist ja noch rüstig und wohlauf.«

»Nein, Georg, ich fühle, dass ich oft recht herzlich müde bin, so müde, dass ich nicht wieder aufstehn möchte; und so war's bei meiner seligen Mutter auch, ehe sie starb.«

»Das macht, liebe Mutter, weil Du im Hause nicht ruhen und rasten kannst. Ich habe Dir so oft gesagt, Du besorgst so vieles und vielerlei allein, das Du wohl der Lene übertragen könntest.«

»Das sagst Du wohl; aber die Lene hat auch vollauf zu tun. Sie hat immer noch den Kuhstall, und wenn sie nicht hinter der kleinen Magd her fegt, geht nichts von der Stelle.«

»Da wollen wir doch eine Magd mehr halten.«

»Das tut's auch nicht. Wenn das Gesinde nicht vollauf zu tun hat, da überläuft eins das andere und es geschieht erst recht nicht und kostet noch Lohn und Brot dazu. Das einzige wär', Jerg, Du solltest heiraten und eine rüstige Wirtin in den Hof bringen; hast Du niemals daran gedacht?«

Georg hatte in Wahrheit nie daran gedacht. Er war einer von den Menschen, die, wenn sie eines ergreifen, immer nur von diesem einen erfüllt sind, darum aber hierin das Bedeutende leisten. Bei seinen landwirtschaftlichen Studien, beim Meliorieren und Roden war sein Kopf stets voll von Zahlen, Rechnungen, Steinen, Holz und Stroh und Dünger, dass er, — und wir sahen's in seinem Begegnis mit Toni — für keinen andern Gedanken Raum hatte.

»Aber Mutter«, warf er ein, »wo soll ich eine Frau finden, die mit mir zusammen passt?«

»Du musst Dich umsehn, Jerg; es wird Dir auch nichts anderes übrigbleiben. Du hast viel schweres Geld verbaut; eine Heirat kann Dir frisches Geld in die Wirtschaft bringen und das hilft mächtig weiter. Freilich soll man nicht aufs Geld sehen, wenn man's nur nicht brauchte! — Aber wähle Du, wie Du willst, wenn ich mit der jungen Wirtin nicht fertig werden kann, dann gehe ich hinüber in mein Altenteil und ruhe mich aus.«

»Mütterchen, eine Frau, die Dich nicht achtete, würde ich nimmer in mein Haus nehmen.«

»Das glaube ich Dir wohl«, lächelte die Mutter mit dem eignen Zug der Mattigkeit, »wenn man das nur hübsch vorher wüsste, immer erfährt man's erst nachher ... Von welcher ich mir's wohl vorher denken könnte, wer weiß da wieder, ob Du sie grade



magst; ... dann hat sie wohl auch nicht das leidige Geld, oder sie mag Dich nicht, ... könnt' höher hinaus, könnte einen Pastor oder einen Gelehrten heiraten, wo sie ein ruhigeres Leben führt, als in einem Bauernhofe ...«

Die Matrone sprach das leise vor sich hin; sie sang dabei etwas mit der Stimme, wie es oft die Gewohnheit solcher feinfühlenden alten Leute ist. Georg aber war dem Gedanken nachgegangen, was er wohl mit einer Frau anfangen, die seine Mutter schlecht behandeln könnte, und ob es wohl eine solche geben könne. Endlich sagte er:

»Ich glaube, dass es schwer ist, eine Frau zu finden.« ...

Freilich, jedes Ding kam ihm schwer vor, bevor er's ernstlich in den Bereich seines Denkens zog; war das aber erst geschehen, so staunte er oft hinterher, wie leicht es doch eigentlich sei.

Unter diesem Gespräch waren sie in Borna angekommen, wo die vielen Hochzeitsgäste bereits versammelt waren. Wir übergehen die Feierlichkeit selbst, da sie in Hülle und Fülle in dieser Zeit beschrieben und die Dorfpoesie weit mehr Senf an das Gericht getan hat, um es schmackhaft zu machen, als es überhaupt wert ist. Der Alte sprach gelegentlich mit seiner Frau davon, dass er zwar noch einige Wochen bleibe, dann sich aber die Auszugsstube in Raben einrichten wolle. Er

erkundigte sich nach Georgs Wirtschaft, brummte und meinte, zu sagen habe er doch nichts mehr, darum hätte er gar nichts davon sehen wollen. Schließlich ließ er fallen, wenn der Junge Schulden gemacht habe, möge er nur eilen, dass er sich eine reiche Frau suche, damit die Zinsen nicht das Gut auffräßen, was er, wie der Jerg wisse, nicht leiden wolle.

\* \* \*

## Vierzehntes Kapitel – Ein Brief und seine Folgen

**D**er Pächter vom Rabenstein, der den Hof wie der Adler von seiner Horst betrachten konnte, hatte das Gastfuhrwerk am Morgen fortfahren sehn. Er erkundigte sich bei einigen, die herauskamen, und erfuhr, dass auch der junge Richter mit zur Hochzeit gereist sei.

»Unterm Mittag wird die beste Zeit sein«, sagte er bei sich selbst, und ging die Berge herum, an den Grenzen des Mittelfeldes entlang, das an das seinige stieß, um nach dem Wolkenfeld zu gelangen. Er beguckte erst des Winkelschröders Plan im Mittelfeld, der vorm Hohlweg lag. Das Getreide stand frostig und jämmerlich, da es dem Wirt an allem fehlte. Er grub mit seinem Spatenstock in die Erde, rieb Untergrund und Oberkrume zwischen den Fingern und sagte:

»Roggen und Kartoffeln kann er schon tragen, schade, dass der Bauer so schlecht separiert hat, doch besitzt er ja noch einen Plan im Talfelde, der sehr gut sein soll.«

Jetzt kam er an den Hohlweg, oben über demselben war der Boden mit einem Schlage ein anderer. Da lag das ganze schöne Wolkenfeld; alles war urbar; 400 Morgen in einer ebenen Fläche. Er grub in den Boden und rieb zwischen den Fingern.

»Untergrund und Oberkrume, fein! Fein!« murmelte er.  
»Wird nicht überall so sein!« und er wanderte weiter. —

Über hundert und fünfzig Morgen standen im Roggen; das Feld leuchtete in der Sonne wie ein lichtgrünes Tuch; unter der seit einigen Tagen eingetretenen Wärme fing der Roggen an, sich zu heben und er tat es mit jener Gewalt, die dem landbaukundigen Auge ein wahres Prachtfeld verhieß. Der Hafer war eben gesät, die Erdschollen waren mit Mühe klein zu bekommen gewesen.

»Rapsboden, Weizenboden, wenn er imstande ist«, murmelte jener.

Die Arbeit der Woche war beim Kartoffellegen stehn geblieben:

»Fast zu gut für Kartoffeln, wenn's aber tappelt mit der Witterung, gibt's Kinderköpfe!«

Er ging weiter und weiter; er prüfte hinterwärts die aufgerissenen Ländereien, die ebenfalls schon mit Hafer besät waren; er fand denselben Boden und das Fein! Fein! verschwand ihm fast nicht vom Munde, während seine Finger mit Wohlgefallen in der weichen Beschaffenheit des Erdreichs rieben. An den Bergen nach dem Dorf zu war der Boden etwas leichter, doch waren es kaum vierzig Morgen. Er fand diese besät, er scharfte im Acker, und fand richtig die buntfarbige Lupine.

»Er scheut keine Kosten«, sagte er wieder, denn von der Lupine kostete damals, weil sie noch rar war, der Scheffel 5 Taler und noch mehr. Nun kam er an den breiten Weg, der auch noch oben quer durchs Wolkenfeld gelegt war. Er war von beiden Seiten hübsch gewölbt und mit Obstbäumen bepflanzt, die alle munter ausschlugen. Er besah sich hierauf die Ziegelei und die Lehmgruben; der Lehm war fett und stand mächtig; es war eine vorzügliche Ziegelerde.

»Auch das kann ein gut Geschäft werden, denn hier ist weit und breit herum keine Ziegelei, selbst der Rabenstein hat keine«, dachte er. Nun gelangte er zum Abhang, an dem das Bruch begann. Es war trocken und fest. Er besah die Drainröhrenausläufe im Graben, von denen jeder sein Wasser spie wie eine Quelle. Er nahm auch hier von dem Untergrund des Bodens ein Stück, das beim Zuwerfen der Röhrenstränge oben geblieben war; es war feinsandige Schlammerde; das Fein! Fein! klang wieder mit dem Zusatz:

»Geborener Rübenboden, Gerstenland erster Klasse; das Teufelsbruch trägt einmal alles, was man verlangt, wenn's erst wieder im Stande ist. Hundert Morgen Rübenboden! Das sind allein schon zehn Tausend unter Brüdern, und drunten die Wiesen, die werden schon grün, das ist ein gutes Zeichen, da können auch diese nicht schlecht sein!«

Er ging den Weg hinab, der unsäglich viel Mühe und Arbeit gekostet hatte, denn Georg hatte den ganzen vergangenen Winter darauf verwandt, ihn mit Sand und Kies zu befahren. Unten traf der Pächter den Thomas, der auf den Wiesen hütete. Er trat zu ihm heran.

»Nun Thomas, wie geht's?«

»Schlecht, gnädiger Herr, schlecht! Haben kein Futter mehr, und da sehn Sie, wie dem Vieh die Kaldaunen hängen! Nun ist in acht Tagen der erste Mai, da soll ich von den Wiesen bleiben und muss auf die Brache. Herr Gott des Himmels und die Brache! Haben Sie das läppische bisschen Brache gesehn, gnädiger Herr? Alles, alles bestellt der junge Herr, das Bruch ist fort, die hohen Wiesen sind fort, die Heideländer sind fort, — da müssen die Schafe ja wohl zum Teufel zehn. Klee und Gras sagt er, hat er auf die Brache gesät, als wenn darum ein Spürchen mehr darauf wüchse als sonst. Dann schwatzt er so viel von dem schönen fetten Futter, was er auf die Berge gesät hat, dass die Schafe im Winter die Hülle und Fülle haben sollen, aber bis dahin wird er ja wohl die Hälfte von der Herde am Balken hängen sehn, wo sie kein Futter mehr brauchen. Ich weiß es nicht, wo das alles 'naus will!«

»Ja, Thomas, so ein Neuer, der muss erst durch Schaden klug werden, eher glaubt er's nicht. Schafe Not leiden! Lieber selber Not leiden, denn das Schaf ist's

Haupt von der Wirtschaft.«

Da war Thomas in seinem Esse.

»Ja, gnädiger Herr, so war's, und nicht anders beim alten Schulzen. Himmel und die Welt! Was hatt' ich da für Weide! Aber der wusste auch den Taler Geld zu schätzen, den ihm die Schafe einbrachten. Dieser schmeißt es ja mit Fäusten weg.«

»Na wartet nur, es wird wohl besser werden, vielleicht könnt Ihr noch darüber auf meiner Brache hüten.«

»Will der Herr von Ihnen pachten?« fragte Thomas erstaunt. Der Pächter besann sich im Augenblick, dass es nicht gut sei, von ungewissen Dingen zu plaudern.

»Ich glaube, er sprach mal davon«, erwiderte er und ging damit grüßend weiter. Da sah er auf der Brücke den Andreas mit der Lene stehn. Sie haben dich doch gesehn, dachte er, nun ist's gleich am besten, du gehst frank hinunter. Er schritt auf die beiden zu und fragte, ob der Schulze zu Hause sei? Er bekam die Antwort, die er wusste. Nun schwätzte er mit Andreas und fragte nach allem Möglichen, besah sich das Vieh, die neuen Gebäude, ja, ging selbst ins Wohnhaus, das Georg sehr wohnlich hergerichtet hatte, bestellte seinen Gruß an den Schulzen und ging nach dem Talfelde, um des Winkelschröders Plan dort noch zu besehen.

Beim Heimweg stand sein Gedanke fest.

»Wir wollen versuchen, das Ding ist des Versuchens wert — kriegt er das Geld rasch woanders, nun so muss ich's ihm gönnen; ich hab' dann mein Geld mit guten Zinsen wieder und keiner kann mir etwas nachsagen. Kann er's nicht schaffen, nun dann wird er's selbst einsehn, dass er das Gut nicht behaupten kann; ich mache ein gut Geschäft und das bisschen Geklatsch kann man schon darum ertragen ...«

Als am Abend Gorg nach Hause kam, fand er folgenden Brief auf seinem Tische liegen:

*Geehrter Herr Kollege! Ein unvorhergesehenes Ereignis ist eingetreten. Soeben schreibt mir einer meiner Schwäger, dass er das Rittergut Muschwitz in Schlesien unter vorteilhaften Bedingungen gepachtet. Ich habe sein Vermögen in meiner Wirtschaft stecken und muss ihm am 20. Juni spätestens zehn Tausend Taler herauszahlen. Diese Summe kann ich nicht zusammenbringen, ohne die Ihnen geliehenen 5150 Tlr. dazu zu nehmen. Da wir uns gegenseitig vierwöchentliche Kündigung vorbehalten haben, so bin ich leider genötigt, Sie um Zurückzahlung obiger Summe am 1. Juni zu ersuchen. Ich lege Ihnen den ausgestellten Schuldschein in Wechselform bei und wünsche, dass Sie den 1. Juni als Fälligkeits-Termin eintragen. Dies dient zu meiner Sicherheit und kann Ihnen ebenfalls zum Vorteil gereichen. Für den Fall*



*nämlich, dass es Ihnen nicht möglich wäre, jemand zu finden, der Ihnen bis dahin das Geld leiht, kann ich vielleicht jemand auftreiben, der mir auf diesen Wechsel hin das Geld gibt, damit ich mit meiner Zahlung an meinen Schwager nicht in Verlegenheit komme. Ich war heut Mittag unten bei Ihnen, um mündliche Rücksprache zu nehmen, traf Sie aber nicht zu Hause, darum dies Schriftliche. Übrigens wird es Ihnen leicht sein, sich aus der Verlegenheit zu ziehn, da Sie ja anderwärts unter Sicherstellung durch Hypothek das Geld leicht bekommen werden.*

*Haus Rabenstein, den 24. April 1854.*

*Hochachtungsvoll ergebenst*

*Chr. Meyer.*

Dieser Brief brachte unserm Georg eine schlimme Nacht. Die Gedanken fuhren ihm wild durchs Hirn. Da gab es keine Schlussfolge, kein Ergebnis als Resultat, bei dem sich der Herzschlag wieder beruhigen konnte; da war nichts als der bohrende Gedanke und das beklommene Herz. Erst spät am Morgen sank er in einen fieberhaften Schlummer, der ihn in Schweiß badete und von dem er mit namenlos trübem Bewusstsein die bleischweren Augenlider öffnete. Er taumelte den andern Tag umher ohne Ziel und ohne Zweck. Er hatte nicht einmal den Mut, seiner Mutter davon zu sagen. Die ganze

Wirtschaft widerte ihn an und das Geschrei und Klopfen der Zimmerleute, die die Latten aufschlugen, ward ihm zur wahren Tortur. Er wich jedem Menschen aus, denn er fürchtete, derselbe könne Geld verlangen. Einiges musste er auszahlen, das ging ihm so schlimm von der Hand, als sollte er Steine klopfen. Oft wollte er den einliegenden Wechsel zerreißen, — dann aber hätte ihn gewiss der Amtmann um die Schuld verklagt und die Sache wäre erst recht öffentlich geworden. Er war ja auch die Summe schuldig; er wollte ja auch zahlen, hätte er nur gewusst, auf welche Weise. Gegen Abend schlich er sich nach dem Rabenstein. Er wollte ... was wollte er nicht alles! Er wollte wenigstens nichts mit dem Wechsel zu tun haben. Allein der Amtmann machte ihm das alles so klar, er zeigte dem Georg zum Beweise der Wahrheit den eigenhändigen Brief seines Schwagers; das schien alles so in Ordnung, so notwendig, selbst gut für Georg, dass er den Wechsel vollständig ausgefüllt in den Händen des Amtmannes lassend, nach Hause zurückkehrte.

Am andern Tage kam er zu dem Entschluss, dass er zum Rechtsanwalt L. in die Stadt fuhr, der einst seinen Kauf aufgenommen. Es wurde ihm schwer, diesem sein Anliegen verständlich zu machen. Auf die Frage des Notars, wie er in so kurzer Zeit solche große Summe verwirtschaftet, suchte er ihm ein Bild von seinen Meliorationen und Bauten zu entwerfen, das ihm in seiner Befangenheit und Ängstlichkeit nicht sonderlich

gelang. Sicheres persönliches Auftreten und unfehlbare eigene Überzeugung von der Rentabilität seines Geschäftes gehört vor allen Dingen dazu, wenn man Kapital sucht, das weiß am besten der Schwindler, denn hierin besteht sein Kniff. Allein Georg hatte hierzu den Mut umso viel weniger, als ihm selbst das Gebäude seiner Rechnungen unter der Last der Widerwärtigkeiten erschüttert war. Der Geschäftsmann aber, vor dem er stand, konnte aus der Unsicherheit Georgs unmöglich auf eine planvolle zweckmäßige Anlage und energische Ausführung aller dieser Dinge schließen. Er musste vieles unmotiviert finden, da z. B. beim Bau des Hofes die Gebäude gar nicht abgebrannt waren. Er besann sich auf den Hof nur infolge der Tatsache, dass er für fünfzig Taler verkauft worden war, und wusste, dass er die doppelte Größe hatte von jedem andern Hof im Dorfe.

»Was wünschen Sie nun?« fragte der Notar nach vielen irren Hin- und Widerreden.

»Sie sind Mandatar für viele Kreditoren, ich wünsche, dass Sie mir ein solides Darlehn von sechstausend Talern gegen Hypothekenbestellung auf mein Besitztum verschaffen.«

»Das ist hoch für einen Bauernhof, lieber Richter, man legt sein Geld nur gut und sicher bis zur ersten Hälfte des Grund- oder Kaufwertes an; nun weiß ich nicht, ich erinnere mich dunkel, dass bei Ihrem Kauf von einem

Vorbehalt die Rede war, infolge dessen der Gutswert mit fünftausend Talern angenommen wurde.«

»Mein Vater behielt sich das Rückkaufsrecht für diese Summe vor.«

»Das Rückkaufsrecht? Ei, da sehen Sie ja, wie streng die Grenze von dem Wert Ihres Gutes limitiert ist. Wer Ihnen da 6000 Taler liehe, würde zunächst eintausend Taler geradezu zum Fenster hinaus, weil Ihr Vater ja nur fünftausend Taler für den Hof zu zahlen braucht.«

»Er kann ihn aber doch nur in dem Falle wiederkaufen, wenn ich ihn verkaufen will, und das werde ich unter diesen Umständen doch nicht tun; ich will mich nötigenfalls hier zu verpflichten ...«

Der Notar lächelte über die kindliche Geschäftsanschauung.

»Das klingt alles sehr schön, aber ändert nichts in der Sache. Es ist so und so nicht anders, wer Ihnen 6000 Taler leiht, gibt Ihnen wenigstens zweitausend davon auf persönlichen Kredit und für diese hat die Hypothek, d. i. die Pfandbestellung durch Ihr Gut keinen Pfennig an Wert; denn für den Fall, dass Sie verkaufen müssen, sind die Letzteren verloren und wenn unser Herrgott im Himmel dafür gutgesagt hätte.«

Georg biss sich in die Lippen.

»Dann bleibt doch immer mein Gut ein Pfandstück im

Wert von fünftausend«, warf er ein.

»... das nicht für volle fünftausend, sondern für eine geringere Summe Sicherheit bietet«, fiel der Notar ihm ins Wort. »Völlig sicher sind bei dieser Anlage nur 2000 bis 3000 Taler; denn sehen Sie: es können die Zinsen rückständig bleiben, da wird Ihnen gekündigt. Sie finden keinen neuen Gläubiger, bitten um Aufschub, der Ihnen gewährt wird. Auch diese Zeit verstreicht, und der Gläubiger ist genötigt, auf Subhastation anzutragen, bis zur vollendeten Subhastation vergehen Jahre; die Zinsen haben sich summiert und das gerichtliche Verfahren kostet Geld. Wer Ihnen also fünf Tausend liehe, würde in diesem Falle die Zinsen mehrere Jahre lang von seinem Kapital einbüßen und schließlich nicht einmal dieses ganz zurückerhalten, weil das Gericht seine Kosten von der Kaufsumme zuvor abzieht; denn die Kontraktbestimmung Ihres Vaters geht dem Landrecht vor ...«

»Ich muss aber wenigstens fünftausend Taler haben«, sagte Georg.

»Dann schaffen Sie die Klausel Ihres Vaters weg, lassen den Hof gerichtlich taxieren; wenn er mehr wert ist, bekommen Sie auch mehr geliehen. Doch über dies Verfahren vergeht wenigstens ein halbes Jahr.«

Georg ward mutloser denn je. Mit seinem Vater wollte er nichts zu tun haben, der sollte womöglich von der

ganzen Sache gar nichts erfahren und das Geld musste doch im Laufe von vier Wochen beschafft werden. Allein wie das Leben, ehe es sich von seinem Körper trennt, im Todeskampf noch energisch aufzuckt, so stand er auf, fasste des Notars Hand und sagte:

»Herr Notar, Sie haben mir einst beim Abschied die Hand gereicht, und mir dabei Ihre Hilfe angeboten. Ich stehe jetzt vor Ihnen; meine Sache ist lauter und rein, mein Geschäft solide, gewähren Sie mir Ihre Hilfe; denn ich will nicht einer Lappalie willen verloren gehn.«

Der Rechtsanwalt sah den jungen Mann groß an, der ihm in einem Atemzuge eine Beleidigung sagte und dabei sich doch als ein Mensch zeigte, der ein gewisses Vertrauen bei ihm gewann.

»Junger Mann«, sagte er streng, »Sie berufen sich auf meine Hilfe, die ich Ihnen versprochen. Das haben Sie nicht nötig, denn ich habe Ihnen diese in diesem Augenblicke gewährt, indem ich Ihnen die Situation klar machte, in der Sie sich befinden. So spricht man von Geschäften, wenn man es redlich meint. Gehen sie nun, zu wem Sie wollen, und wenn Sie mehr als 3000 Taler — versteht sich in rechtlicher Weise — auf Ihr Gut geliehen bekommen, so will ich Ihnen jedes Mehr aus meiner Tasche noch einmal zahlen.«

Georg nahm seinen Hut und wollte gehn. Der Rechtsanwalt wandte sich zu ihm und legte seine Hand

auf dessen Schulter:

»Wir wollen nicht also scheiden. Hören Sie mich. Sind Sie verheiratet?«

»Nein.«

»Auch nicht versprochen?«

»Nein.«

»Das ist gut. Dann sage ich Ihnen: Sie mögen wollen oder nicht, Sie müssen heiraten. Drei Tausend Taler Hypothek kann ich Ihnen augenblicklich verschaffen und einige Tausend Taler Mitgift aus der Partie reißen Sie aus allen Fährlichkeiten.«

So ein Vorschlag, der Hilfe verheißt, hat immer etwas Lockendes.

»Ich weiß aber niemand, den ich heiraten könnte«, sagte Georg.

Der Notar lachte.

»Wollen Sie mich auch noch zum Kommissionär für Heiratsangelegenheiten machen? Allein ich muss schon, denn Sie berufen sich sonst wieder auf meine Hilfe. Sie wollen kein Bauermädchen?«

Georg wehrte mit den Händen vor dem Gedanken.

»Nein, Herr Rechtsanwalt!«

»Hier in der Stadt gibt es leidlich hübsche wirtschaftliche Frauenzimmer aus angesehenen Häusern.

Ich werde sehen. Vorher muss ich aber noch einmal Ihren Hof in Augenschein nehmen. Lassen Sie mich deshalb morgen Nachmittag um vier Uhr abholen und das Weitere wird sich finden.«

\* \* \*



## Fünfzehntes Kapitel – Ein Heiratsversuch

**G**eorg fuhr nach Hause und stellte allerlei Betrachtungen an. Wie herb hatte er sich stets über die Art und Weise der ländlichen Heiraten ausgesprochen, die ebenso ein Kauf und Verkehrsgeschäft waren wie der Pferdehandel, nur mit dem Unterschied, dass man beim Pferd die Nachfrage, in der Ehe aber das Angebot bezahlte. Man sah es ja aus den Zeitungen von Kalifornien, dort kostete die Frau Geld, der Schiffer, der sie hinüberbrachte, machte ein brillantes Geschäft, weil dort das überreichliche Angebot fehlte. Und wenn die Pferde so überzählig wären als die Menschen, so würde man auch die Pferde verkaufen, indem man noch Geld zugäbe.

»Und doch muss es in der Atmosphäre des Geschäftslebens liegen, — bist du nicht ebenso weit gekommen wie jeder Bauer, der eine Frau kauft? ... Dass du niemals an diese Folgerungen gedacht hast; du hättest dann deine Hand von dem Getriebe gelassen, dem du nun Leib und Seele zu Kauf tragen sollst. Ein Mädchen, hübsch und gescheut, nachdenklich und — aufgeklärt ... aber du darfst darnach nicht fragen, denn du brauchst Geld, und wenn die leidige Not ein Ende haben soll, wenigstens 4000 Taler Mitgift. Nun, wir

wollen sehn, vielleicht hast du einmal Glück und findest beides vereint.«

Also dachte er und fuhr dem Hofe zu. Am folgenden Tage empfing er den Notar. Er war wieder etwas heiterer Stimmung, denn jede Aussicht, selbst eine trügerische, frischt das Leben wieder an, wie der Regen die Blume. Der Geschäftsmann wunderte sich über den stattlichen Hof und begriff wohl, dass er so vieles Geld verschlungen haben könnte. Er versuchte auch, mit Georg das Feld zu besehn, trotzdem es regnete. Der Notar aber war kein Landwirt; sein Geschäftsblick fasste nur das auf, was da fertig ist, und was da noch werden kann, waren ihm blaue Berge. Zu dem Bruch, das eben mit Hafer bestellt noch wild und unlustig von den umherliegenden unverfaulten Rasenstücken aussah, machte er große bedenkliche Augen, er hielt den Hafer für weggeworfen. Im Wolkenfeld sah er wohl, dass der Boden kein Wehsand war, allein an dem Stande der Früchte fehlte in dieser Jahreszeit noch jeder Anhalt. Der Boden war ebenso wie der gar vieler Bauergüter in der Gegend, der dennoch, wie er aus täglicher Erfahrung wusste, seinen Besitzer nur kümmerlich nährte und kaum seine hohen Abgaben und Renten trug. Indessen war er zufrieden und bestellte unsern Georg zum Freitag nach der Stadt, bis wohin er seine Anordnungen treffen würde. — Georg dachte an den Sonnabend, da er wieder kein Geld hatte. Schulden wollte er durchaus nicht mehr machen, selbst

beim Pastor nicht. Er fuhr deshalb am Mittwoch nach Wittenberg und verkaufte seine Wolle im Voraus auf blindes Glück. Er löste einige Hundert Taler und konnte berechnen, dass das Geld zur Vollendung des Scheunenbaues reichte und noch einiges zum Betriebe übrigblieb.

Um die Zeit bis zum Freitag zu töten, da er keine Lust fühlte im Feld zu schweifen und sich für die Arbeiten zu interessieren, zu messen, zu wägen und Exempel aufzustellen, die in der Erfüllung so auf sich warten ließen, — mit welchen Dingen er sonst die Zeit ausgefüllt hatte — vertiefte er sich in die wundersame Romanwelt Walter Scotts. Die Lektüre wirkte angenehm auf seine Stimmung; nur war es ihm oft, als ob ihn ein leises Weh beschliche, wenn in den Lesepausen sein Blick nach dem Pfarrhause hinüberirrte, wo die stille Toni am Fenster saß, das Haupt leicht gebeugt über ihre Arbeit. Hinübergehen mochte er nicht, was er auf seinen allgemeinen Widerwillen gegen die Menschen schob.

Am Freitag früh zog er sich langsam an. Ironische Stimmungen kämpften mit heitern in seinem Innern und siegten wechselseitig. Bald kam er sich vor wie ein festlich geputztes Schlachtopfer oder wie ein Pferd, wenn es der Andreas wusch und striegelte, um es auf den Markt zu bringen. Bald reizte ihn wieder die Neuheit der Situation; jener frühere rosenbeschwingte Jugendmut

kam sogar zuweilen und blickte in das wunderliche Gewirr herein, als blühe doch irgendwo jene Blume der Erfüllung, die der wunderbare Traum seiner Jugend war. Als er nun seiner Mutter die Hand gab, die ihm, ohne von seinem Vorhaben etwas zu wissen, mit einem herzlichen »Behüt' Dich Gott!« das Geleit gab und der Wagen zum Tor hinausrollte, sah er die Toni im Garten stehn. Sie lächelte seinem Gruß so hold herüber, dass es ihm war, als wehe der Hauch ihres Rosenmundes ihm über die Wangen. Wie kam es, dass er plötzlich sein Angesicht in beide Hände bergen musste? Er hätte laut aufschluchzen mögen, da wäre ihm wohler gewesen, wenn der Andreas nur nicht vorn auf dem Bocke gesessen, der es hätte bemerken können. Dennoch ward ihm nach diesem schmerzhaften Ausbruch seiner Aufregung wohler; er blickte gleichmütig in seine Lage hinein, wie viel sie auch des Dunkeln und Ungewissen barg. Er beschloss klar zu sehn und sein Maß zu nehmen. Was da auch über ihn ergehen möchte, er sagte sich's selbst zum Troste, dass er ja immer dabei sein würde. So gelangte er in die Stadt und spannte im »schwarzen Adler« aus. Er musste beim Notar frühstücken, welcher ihm hierbei erklärte, dass sie heut zu dem reichen Braueigentümer B. gehen wollten, der drei erwachsene Töchter habe und jeder 4000 Taler mitgeben wolle. Der Vater sei unterrichtet, die Töchter nicht, um die Harmlosigkeit des Zusammentreffens nicht zu beeinträchtigen.

Der Brauherr empfing die beiden mit ziemlicher Selbstgefälligkeit und führte die Gäste in die Stube. In dieser saßen die zwei ältesten Töchter, aufgedonnert und aufgeputzt wie zwei Mohnblumen, die die Sonne bescheint. Georg er blickte zwei keineswegs hässliche, sondern nur etwas zu vollwangige Gesichter, die ihn eben an jene Blume erinnerten und die wahrscheinlich eine Folge des Biergenusses in einem Hause waren, wo sich alles um dies Getränk dreht. Alles hatte in diesem Hause den Anstrich der Mast, der Wirt breit und wohlgenährt, die Wirtin kugelrund, die Mieder der vierschrötigen Töchter mit dem hoffnungsvollsten Ansatz, die Mägde feist mit fettglänzender Haut, die Brauknechte, die Pferde, die Kühe, die Schweine, ja selbst die Hunde — kurz das gesamte Leben befand sich im besten Ernährungszustände. Wenn der Zweck des Daseins in einem solchen körperlichen Wohlsein besteht, was doch sehr möglich sein kann, da bis jetzt über dieses sehr problematische Ding die Gelehrten durchaus noch nicht einig sind, so sah man hier diesen Zweck bis zu einer Idealität erfüllt, die jeden optimistischen Menschenbeglucker zur Andacht hätte stimmen können. Die dritte Tochter nur machte eine kleine Ausnahme, da sie noch in dem Altersstadium des Backfischturns stand. Weil sie eben noch keine reife Frucht war, sollte sie auch nicht zur Präsentation dienen. Dennoch suchte sie sich Gelegenheit, trotz ihres Alltagsanzugs, in die Stube zu

kommen, wobei man an ihren rotgeweinten Augen genugsam Kunde erhielt von dem Malheur ihres Herzens.

Der Notar, der die Familie sehr wohl kannte, schwatzte zur Einleitung gar unbefangen über die Neuigkeiten der Stadt zu Mutter und Töchtern, welche Letztere indessen zu nichts, als zu einem holdseligen Lächeln zu bringen waren. Als er sein Teil getan zu haben glaubte, stand er auf und ging in das Hinterzimmer, unserm Helden das Feld allein überlassend. Gespräche müssen, wie Knittelverse, vom Zaun der Gelegenheit gebrochen werden, und je wunderlicher das geschieht, desto interessanter ist die Unterhaltung. Georg aber schien es nicht zu wissen, wie leicht dies auch in diesem Falle war, da die Menschen, denen jede Idee fehlt, gemeiniglich dafür mit umso größerem Wortreichtum versehen sind. Die dicke Mama hatte eine Ahnung davon, sie fragte Georg nach seinem Gute, nach seinem Vieh und seiner Wirtschaft, nach Knechten und Mägden. Dieser aber tat ihr Bescheid mit einer Pflicht, die ans Wunderbare grenzte. Er beantwortete nämlich jede ihrer Fragen so genau und akkurat und mit solcher möglichsten Präzision und Kürze, dass sie ein Muster von einer Examensarbeit hätten abgeben können. Die Mädchen, da sie denn doch zeigen wollten, dass ihnen das Gut der Sprache nicht vom Himmel vorenthalten sei, nahmen sich dann auch ein Herz, die eine oder die andere schüchterne Frage zu stellen, indes waren diese meistens durch die

Befangenheit so hergerichtet, dass oft selbst der Examierte mit seiner großen Antwortkunst in Verlegenheit kam, wie er Sinn in Frage und Antwort hineinbringen sollte.

Endlich schlug die Mutter vor, das Brauhaus und die Wirtschaft in Augenschein zu nehmen. Georg ließ sich alles erklären, hörte gewissenhaft zu und gestattete sehr reserviert den breiten Gang zwischen den Bottichen den Frauen, während er beim Stillstehen und Anhören sich in die Nischen der Gefäße klemmte.

Am Kuhstalle fiel es den Mädchen erst ein, dass ihr bester Sonntagsstaat sie verhinderte, in ihn hineinzutreten. Sie mussten vor der Tür stehen bleiben, während die Mutter mit Georg in die Gänge trat. Das schöngelaltene, große und wohlgebaute Vieh veranlasste Georg wirklich zu einer freiwilligen Äußerung des Erstaunens und des Lobes, worüber die Mama so in Ekstase geriet, dass sie zur Tür lief und diese aufriss, damit dies Wunder ihre Töchter vernehmen sollten. Allein das Wunder war schon vorbei: Georg verstand's in seiner Dickköpfigkeit nicht, seine Äußerungen noch einmal zu wiederholen. Bei den großen Schweinen deutscher Rasse sprach er von seiner englischen Zucht. Die Frau hatte von dieser Rasse gehört und fiel mit den Töchtern in Schwärmerei für dieselbe. Georg aber tat es bald leid, zum zweiten Male den Mund aufgetan zu

haben, als die Mama den Wunsch aussprach, diese lieben Tiere recht bald auf seinem eigenen Hof in Augenschein nehmen zu können, das heißt, wenn der Herr Vater die Erlaubnis dazu geben würde. —

Unterdessen saß der Notar beim Wirt und jener wunderte sich, dass dieser heute kühl und schweigsam war.

»Wie gefällt Ihnen der junge Mann?« begann er.

»Von Ansehn wohl ein respektabler Mensch, passt wohl für eine Städterin, aber ... das ist auch alles.«

Der Wirt nickte und brach die Rede ab.

»Fahren Sie doch fort, Herr Senator, wir sind ja unter uns.«

»Sie hätten doch etwas vorsichtiger sein sollen, Herr Notar.«

Und der Alte nickte stärker.

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Nichts weiter, — als dass der junge Mann ja ohne Rettung verloren ist, und dass ich nicht Lust haben kann, mit meinem Geld und meinem Kind ein schlecht Geschäft zu machen.«

»Da scheinen Sie besser unterrichtet zu sein, als ich, Herr Senator«, sagte der Notar verletzt, »worüber ich mir einige Zweifel erlaube.«



»Nichts für ungut, Herr Notar; vor zwei Stunden habe ich erst alles erfahren und es war zu spät, Ihnen abzusagen. Ich meine aber, Sie können nicht anders denken, als ich, wenn Sie auf einen simplen Bauernhof über 6000 Taler bekannte Schulden gemacht sehen; wenn sie den Schlussschein über verschleuderte Wolle mit eignen Augen lesen. Lieber Herr Notar, das ist eine alte Regel, wer die Wolle auf dem Schaf losschlägt, der verkauft auch das Hemd vom Leib.«

»Das ist mir neu«, entgegnete der Notar verblüfft, »wo haben Sie das in Erfahrung gebracht?«

»Durch den Wollhändler selbst, denn er ist heut hier und legt zum Beweise der billigen Preisnotierung jenen Schlussschein vor, um noch andere lockere Vögel damit zu fangen. Ferner erfuhr ich's aus sicherer Quelle, dass alles schon verpfändet, Pferde, Kühe, Ochsen und das Inventar, und das ist nach meiner Erfahrung schon der leibhaftige Bankerott.«

»Lüge! Lüge!« schrie der Notar. »Sein Hof ist dreimal so viel wert, als seine Schulden betragen. Sehen Sie den Hof erst an.«

»Das kann ich nicht wissen und lasse es dahingestellt«, sagte der Brauherr, »allein wer in zwei Jahren 6000 Taler Schulden kontrahiert, braucht sicher nicht noch vier Jahre, um doppelt so viele neue zu machen, zumal einer, der die Wolle auf dem Schaf verkauft. Ich will doch

lieber eine ledige Tochter in meinem Hause ferner füttern, als nach vier Jahren sie und ihren Mann und einige hoffnungsvolle Sprösslinge dazu.«

»Das sind persönliche Ansichten, gegen die sich nichts sagen lässt,« sagte der Notar. »Ein ander Mal aber machen Sie mich mit solchen Ansichten vorher bekannt.«

»Und Sie, Herr Notar, werden ein ander Mal die Güte haben, vorher genauere Erkundigungen einzuziehen, ehe Sie sich in solchen Dingen an mich wenden.«

Der Rechtsanwalt wollte auffahren, allein er hielt seine Lippen mit den Zähnen fest. Er verbiss seinen Ärger und dachte: du verdienst ihn, warum hast du dich wieder zur Ausnahme von deiner felsenfesten Regel verleiten lassen, jedes Ding von gleichmütigem Geschäftspunkt zu betrachten. Das ist die Strafe für das Mitleid, das du mit dem jungen Menschen fühltest.

»Sehen Sie die Sache nicht als geschehen an«, sagte der Notar und reichte dem Brauherrn die Hand.

»Soweit es möglich ist, muss ich's schon«, entgegnete jener, und damit traten sie beide in die vordere Stube, wo Georg wieder auf der tödlichen Folter bei den Frauen saß. Er bemerkte die Aufregung im roten Gesicht des Notars.

»Nun wären wir fertig, kommen Sie, Herr Richter«, sagte dieser, indem er sich zum Kreise neigte.

Georg erschrak heftig, griff nach seinem Hute und

vergaß selbst dem Hausherrn Adieu zu sagen, der sich hinter ihm auch schon umgewandt hatte.

Sobald sie das Haus im Rücken hatten, fasste er seinen Patron an den Arm.

»Um Gotteswillen, Herr Notar, — fertig? Womit?«

»Zum Teufel auch«, ironisierte jener, »haben Ihnen die stummen Sirenen so gefallen?«

»Stumme Sirenen, — ich verstehe Sie nicht, sagen Sie mir erst, womit oder wie weit meinen Sie, dass Sie fertig sind?«

»Fertig mit der ganzen Geschichte.«

»Bei allen Heiligen! Doch nicht mit den Ehepakten?«

Der Notar sah ihn groß an; er brach, so wild er war, in ein unmäßiges Lachen aus.

»Nein, lieber Richter, dann hätten Sie keine ungewaschene Wolle verkaufen, keine Schulden machen und keine Pfandscheine auf Ihr Inventar ausstellen müssen. Was ist das für ein verwünschtes Ding mit der Wolle?«

Georg war froher wie Hans im Glück.

»Ich habe meine Wolle vorigen Mittwoch verkauft, weil ich noch Geld zum Bauen brauchte und keine Schulden mehr machen wollte.«

»Bei wem haben Sie Ihr Inventar verpfändet?«

»Bei niemand, Herr Notar. Ich habe keinen Pfennig weitere Schulden, als jene beim Amtmann Meyer.«

»Nun so muss doch die Bombe dreinschlagen, wer ist das, der hinter Ihrem Rücken solch böses Geschwätz macht?«

Und der Notar erzählte ihm sein Gespräch mit dem Brauherrn.

»O Gott!« rief Georg schmerzlich aus, »was ist das für eine Welt!«

»Sie zeigt sich wenigstens nicht besser, als sie ist«, entgegnete der Geschäftsmann.

»Fahren Sie nach Hause, lieber Richter, öder unterhalten Sie sich auf eigne Hand. Ich muss einige Tage Zeit haben, ehe ich diese Affäre verdaue; dann wollen wir weiter sehen. Ich muss mich schon mit Ihrer Sache weiter befassen, um diesen Eseln den Trumpf zurückzugeben, den sie mir ausgespielt haben. Sind Sie noch von der Partie?«

»Ich muss schon, was soll sonst aus mir werden?« erwiderte Georg, und damit schieden sie.

Im Hause des Brauherrn brach zuerst ein lautes Jammern und Wehklagen über den so schnell verlorenen Heiratskandidaten aus, als der Herr seine Meinung kundgab, denn in den Kleinstädten ist jeder Freier eine seltene und darum überaus geschätzte Ware; die Fassung

kam aber schnell hinterher, zumal als man Trost darin fand, dass man frank und frei über den bankerotten Schulzen vom Leder ziehn konnte. Das gab denn einen Stadtklatsch, dass der Domänenpächter sich vergnügt die Hände rieb, da er die Mine, die er so geschickt angelegt, mit solcher Gewalt losplatzen sah.

\* \* \*

## Sechzehntes Kapitel – Das öffentliche Geheimnis

**G**eorg fühlte sich ordentlich leicht, als er auf seinen Wagen stieg. Andreas aber sah finster wie die Pest; er hieb beim Anfahren so heftig auf die Pferde, dass diese im vollen Galopp zur Stadt hinaus liefen. Draußen pfiff er und rief: hoho! bis die Pferde sich beruhigten und Schritt gingen, wobei er sich zu Georg umwandte.

»Gott straf' mich, Jerg, wenn ich die Stadt wieder betrete, ehe es nicht anders mit uns steht!«

»Warum, Andres?«

»Weil es kein gottesvergesseneres Nest gibt, als dies. Das ist hungriges Volk in ihren kleinen Wirtschaften; sie haben alle zum Verhungern zu viel und zum Leben zu wenig; aber das Mundwerk rühren sie übereinander, dass es ein Wunder ist, wenn sie nicht alle Tage eins abschlachten und verzehren, nachdem sie's schlecht genug gemacht haben. Jerg, heut hatten sie Dich vor, und ich bin froh, dass ich Dich noch lebendig herausbringe.«

»Aber was wollten sie denn von mir?«

»Herr des Wunders! ... machten dich schlecht, verständest nichts, wärest ein Studierter, der die Ochsen am Sterz anspannen tät, der im Herbst die Gerste säte,

sollt'st den Maulwürfen Röhren gelegt haben, damit sie keine Gänge mehr zu wühlen brauchten. Wärst nun bankrott und piffst auf dem letzten Loche, hättest alles verpfändet und alles verschuldet usw. Und da saß ich in der Ecke im Gasthof und musste dies mit anhören, bis ich dazwischenfuhr und aufbegehrte ... Sag' einmal, ist es wahr, was sie sagten, dass Du heute auf der Freite gewesen bist?«

»Wer sagte das?«

»O, sie sagten noch mehr. Du wolltest eine von des reichen Brauers Töchter nehmen, die sollte Dich aus den Schulden reißen.«

Unserm Helden trat die Glut ins Gesicht, er musste erfahren, dass dasjenige, was er ganz still und geheim passiert wähnte, das ganze große öffentliche Geheimnis einer Kleinstadt war.

»Andreas«, sagte er, »es ist etwas Wahres daran. Der Rabensteiner hat mir das Geld gekündigt, das ich nach und nach von ihm geborgt.«

»Ist das viel?«

»Genug, um mir große Sorge zu machen, mehr wie fünf Tausend Taler. Aber an der Sorge ist wieder nur die Klausel von dem Rückkaufe schuld, die mein Vater in den Kauf setzen ließ, sonst könnte ich wohl sichere Hypothek für Schuld bieten, und ich denke noch immer,

der Hof wird die Zinsen tragen.«

»Sieh doch nur die Ernte an, die trägt sie«, erwiderte Andreas.

»Nun wollt' ich mir eine Frau mit einigen Tausend Talern Geld suchen, 3000 bekomme ich geliehen, und da muss das Gerede dazwischen kommen.«

»Weißt Du, das Gerede kommt vom Rabensteiner Amtmann, der will den Hof haben, ich hab's ihm am Sonntag an den Augen abgesehn, verlass' Dich darauf.«

»Sollte das?« fragte Georg, »was will er mit dem Hof? Ich glaube vielmehr, er braucht wirklich sein Geld, darum hat er mir's gekündigt.«

»Wie Du willst, Jerg«, sagte Andreas; »aber was ward denn mit der Brautschau?«

»Das ist ein faul Geschäft, Andres, ich bin eigentlich froh, dass sie auf diese Art ihren Ausgang nahm, denn ich hätte doch um alle Herrlichkeiten der Welt keine von diesen Spickgänsen zur Frau nehmen wollen. Je mehr ich daran denke, desto mehr empört sich hier etwas in meiner Brust. Mag diese Art Heiratens für die Fabrikware der Menschheit passen, für mich passt sie nicht, denn sie würde mir bei allen Reichtümern nur düsteres Elend bereiten, dafür ist's besser, dass ich zugrunde geh'.«

»Was soll aber werden?«

»Ich weiß es nicht.«



»Wenn die Toni nur Geld hätt', das wäre eine Frau für Dich!« —

»Die Toni? ... Ich hab' noch nicht einmal an die Toni gedacht, Andres, denn ich hatte überhaupt noch nicht Zeit, an eine Frau zu denken; ich kam nur darauf, weil ich daran denken musste.«

»Fatal«, simulierte Andreas; — »sollt' es da keinen andern Ausweg geben? Denn das liegt doch auf der Hand, dass die Sache nicht so schlimm ist, wie es aussieht. Georg«, fuhr er auf, »ich müsste mit dem Alten herzhaft reden. Ich weiß wohl, was es zu bedeuten hat; meinst Du denn wirklich, wenn er die Klausel zurücknimmt, dass es dann geht?«

»Dann ging's wohl, aber ... nein! — er soll und darf nichts erfahren, denn das wäre ja erst das rechte Wasser auf seiner Mühle.«

Damit brach das Gespräch ab. Andreas hätte gern noch weiter überlegt, und er sah sich öfter um, allein Georg lag im tiefen Sinnen verloren und er wagte nicht, ihn zu stören.

\* \* \*

## Siebzehntes Kapitel – Zwei glückliche Tage

**A**ls Georg vom Wagen stieg, war es zwei Uhr Mittag. Statt in den Hof zu treten, ging er in geraden Schritten nach dem Pfarrhaus. Er trat ein. Toni kam aus dem Nebenstübchen auf den Zehen, als sie den Gast ankommen hörte. Sie gab ihm leise die Hand und flüsterte: der Vater halte im Hinterzimmer Mittagsruhe; dann zog sie ihn mit sich an ihren Nähtisch. Er ging mit ihr auf den Zehen und setzte sich neben sie. Er flüsterte, sie flüsterte.

»Wo waren Sie heut?«

»In der elenden Stadt.«

»In Geschäften?«

»In elenden Geschäften. Ich sollte Hamstertaschen und Spickgänse besehn, um mir eine Frau zu wählen.«

Toni erblasste sichtlich.

»Scherzen Sie nicht; mir ahnte es wohl, Sie haben gewählt, haben wählen müssen!«

»Ich habe gewählt und zwar freiwillig, auch nicht in der Stadt, sondern unterwegs!«

Toni wagte nicht, das Fragewort »Wen?« auszusprechen, das über ihr Geschick entschied. Sie

wollte sich sammeln, denn ihre eigene Lage war ihr nicht klar, sie konnte sich den fein fühlenden Georg nicht so grausam denken, sie hier geradezu auf die Folter zu spannen, und doch war ihre tief verschwiegene Hoffnung in dem Momente zu scheiden und still und lautlos unterzugehen. Sie blickte auf ihr Nähzeug und sagte auf dieses tiefgebeugt:

»Ist sie reich? Ist sie schön? Vor allen Dingen: lieben Sie dieselbe?«

»O Toni, ob sie reich sei, das ist für mich keine Frage; ob sie schön sei, das ist mir außer allem Zweifel; ob sie mich aber liebt, davon hängt mein Elend oder meine Rettung ab. Ich wollt's erfragen und darum kam ich her.«

»Georg!« rief das Mädchen; ihr Auge blitzte wunderbar vor freudigem Schreck, als sie den Kopf hob und ihn ansehen wollte. Sie sah ihn aber nicht an, denn er hielt sie schon umschlungen und drückte sie an seine klopfende Brust. Sie brach in Tränen aus, denn der Kontrast war zu jäh und zu groß. Bald aber lächelte sie hell aus den Tränen hervor und die ganze Wonne ihres Glücks lag in ihrem lächelnden Blick. — Allein — warum muss das Glück nur immer ein Augenblick sein?

Dass die Erkenntnis doch nur deswegen da zu sein scheint, damit sie die Nacht, in der wir leben, zuweilen wie mit einem Blitzschlag erhellt, als sollten wir nur von

der Dunkelheit einen handgreiflichen Begriff bekommen! ...

Zwei Tage lang kosten sie süß und verstohlen; sie sagten nur der Mutter Georgs von ihrem Glück. Dennoch reichten sie hin, trotz all der Wonnen die teilnehmende Toni zu wecken und sich nach der Lage Georgs zu erkundigen. Von Georg erfuhr sie nichts, er wies jede Auskunft von sich ab, denn er achtete in dem Rausch der Liebe alles andere für nichts mehr. Seltsamer Weise erfuhr sie aus eigenen Äußerungen Georgs über die Fahrt von der Stadt, auf der ihm seine eigene Liebe klar wurde, dass Andreas wohl darum wissen könne. Sie suchte ihn auf und er musste beichten, bis Georgs Dilemma in seiner erschrecklichen Klarheit vor ihren Augen lag, dass er wie im halben Wahnsinn und düsterer Verzweiflung sich in die Wonnen ihrer Liebe geflüchtet und sie sich nur dadurch selbst als das Letzte und größte Widerspiel in die widerstrebenden Verhältnisse geworfen sah, das Georgs Errettung erst recht zur Unmöglichkeit machte. Wo hatte sie auch nur 2000 Tlr., die sie Georg mitbringen konnte? Jeder ihrer älteren Schwestern hatte ihr Vater 500 gegeben, an denen heut noch in der Pfarre gespart wurde. Mehr konnte sie nicht bekommen und das war für Georg ein Tropfen auf den heißen Stein. Ihr Entschluss war gefasst; sie verschwand für Georg einen ganzen Tag lang, der in rasender Sehnsucht sie vergebens am Fenster suchte; am zweiten Tage überraschte er sie, als der

Pfarrer in einer Amtshandlung nach dem Filiale gegangen war.

O, wie schön war sie in ihrer Traurigkeit! Georg beschwor sie, er flehte sie an, er fiel ihr zu Füßen, sich um alle diese Dinge nicht zu kümmern. Es möge kommen, wie es wolle, er werde nie und nimmer von seiner Liebe lassen. Er ward wild und zürnte, er verwünschte den Andreas, der ihr alles das offenbart; Toni blickte ihn schmerzlich an, wie das Reh, dem der Jäger den Todesstoß gibt.

»Ich nehme Deine Liebe nicht an«, sagte sie, »denn Du musst frei sein.«

»Ich mag nichts von dieser Freiheit, darum hilft sie mir auch nicht.«

»Ich kann Dir nicht helfen, ich hindre Dich nur. Ich weiß, dass Du mich geliebt hast, das ist genug, und ich begrabe meine Liebe in meinem Herzen und kann damit sterben.«

»Ich will aber, Toni, dass Du lebst und glücklich wirst.«

»Du kannst es nicht mit mir, wenn Du auch wolltest ...«

»Was ist der ganze irdische Tand, Geliebte! Ich werfe ihn über Bord um Deinetwillen ...«

»Eben weil ich ihn nicht achte, darum kann ich

entsagen.«

»Ich entsage dem Leben, wenn Du entsagst!«

»Ich entsage der Liebe, damit Du lebst.«

»O Toni, lass' mir eine Hoffnung, mit der ich scheiden kann!«

»Ich kann Dir keine lassen, weil ich von Dir scheiden muss.«

»So scheid dich, so weig're dich, soweit du es vermagst. Aber mein Gedanke soll dir folgen, er soll sich an deine Fersen heften, wie dein eigener Schatten, und wenn du deinen Schatten lösen kannst, so löse dich von mir. Hier aber will ich mein Geschick erwarten, ich will es ruhig hereinbrechen sehn. Es kann mir diesen Hof zerstören: allein es reicht mit keinem Schlag in das Reich meiner Liebe, das dir gehört.«

Der aufregenden Situation machte die Ankunft des Pfarrers ein Ende, vor dem die Liebenden ihr Verhältnis verbargen.

Während Georg auf eine andere Gelegenheit des Zusammentreffens sann, verreiste am andern Tage Toni zu einer ihrer Schwestern, — das Fenster war für immer leer. —

Georg bekam bald danach die Aufforderung vom Notar, seine Werbung in dem Hause des Amtmanns W. in Wendischbork zu versuchen, mit der Verheißung, dass er

dort unfehlbar Erfolg haben würde. Allein Georg dankte verbindlichst und schrieb, dass er bereits für sich selbst gesorgt und versehen sei, worauf der Geschäftsmann kopfschüttelnd den Brief zu den Akten legte.

\* \* \*

## Achtzehntes Kapitel – Erst der Hof und dann die Frau

**D**er erste Juni war vorüber; man schrieb den zehnten. Heut war es ausnehmend still im Schulzenhof; man konnte jede Biene summen hören, wo sonst den ganzen Tag der Schlag des Handwerkers und sein steter Zuruf erschalle. Selbst die Wirtschaft machte kein Geräusch, denn sie stand still. Unter den Ulmenbäumen saß Andreas im Sonntagsstaat und rauchte seine Pfeife, obschon es kein Sonntag war. Georg saß neben ihm. Da trat der Pastor aus der Tür und sagte ihm, dass ihn seine Mutter sprechen wolle. Diese hatte sich mit leichtem Unwohlsein vor acht Tagen gelegt, infolge der Erschütterungen, die über sie kamen, als sie Georgs ganze Lage erfuhr. Der Arzt war geholt worden, er fand nichts Bedenkliches, als ihr Alter. Heut früh hatte sie nach dem Pastor verlangt, der ihr das Abendmahl reichen musste und bis jetzt an ihrem Bett geblieben war.

»Georg!« rief ihre schwache Stimme ihm schon auf dem Alkoven entgegen, »ist noch niemand angekommen?«

»Nein, liebe Mutter, beunruhige Dich nicht.«

»Der Vater auch noch nicht?«



»Wer weiß, ob er kommt, oder wenn er kommt, was hülfte er mir?«

»Ach, Georg, ich merke Dir's an. Du hast die Qual satt. Du willst gehn. Geh' nicht eher, als bis ich sterbe!«

»Nein, Mütterchen, ich würde sehr ungern gehen; doch muss ich auf alles gefasst sein. Härme Dich nicht, es komme, wie es wolle, übers Meer gehe ich nicht; ich würde höchstens wieder in die Stadt gehn, und da kann ich ja immer zu Dir kommen, — Du warst ja immer noch so rüstig.«

»Jerg, ich fühle nur wieder jene seltsame Müdigkeit, die mein Vorbote ist. Es ist ja nun doch vorbei; was soll ich noch hier? Ich sehe Dein Glück nicht mehr; die Toni ist fort, das Gut geht fort. Du gehst fort ... Lass' mich nur noch einmal dem Vater ins Gewissen reden, wenn er kommt; ich wollt', ich könnte aufstehn. Weißt Du was? Lass mein Bett in die vordere Stube mitten unter das Gericht tragen, wenn's Zeit ist. Hörst Du? Vergiss das nicht! Jerg, Jerg, dass das Leben mit ihm doch ein ewiger Streit sein musste! Und ich stritt so ungern! ... Aber das kommt von dem Heiraten nach Maß und Gewicht, wie Du sagst — ich weiß es wohl. Ich habe so viel Tränen geweint, als mein Leben Tage zählt, ehe ich zusagte, in diesen Hof zu heiraten! Denn mein Herz hätte wohl anders gewählt; ach — so ein resoluteres Weibsbild, so eine, wie seine Tochter, die Haare auf den Zähnen hat,

wäre besser für ihn gewesen, — hätte wenigstens nicht so viel gelitten, wie ich, und doch mehr mit ihm geschafft. Berg und Tal kommen eher zusammen, als zwei Menschen, die einmal nicht füreinander passen. Da ist alle Lehre und alles Vornehmen eitel. Jerg, drum bleib' fest bei der Toni, die hab' ich Dir immer von Herzen gewünscht, das ist ein Glück bei alle dem Unglück. Kind, lasse nicht von ihr, was auch der Vater angibt, hörst Du?«

»Ja, Mütterchen, ich höre!«

»Weißt, woher ich das Geld nahm, um Dich auf den Schulen zu unterhalten? Denk' nicht, dass ich's Deinem Vater und dem Gut heimlich entfremdet hab'; weißt, dass ich Dir's meistens in alten sächsischen Speziestälern schickte. Die sind von meiner Großmutter; sie gab mir auf ihrem Sterbebette heimlich 500 in ein Tuch gebunden und hat dabei gesagt: Behalt's für Dich und mehr's mit Deinen Einnahmen aus dem Flachs und dem Kuhstall; wenn die Väter ungerecht sind, ist's oft gut, dass die Mutter was gut machen kann. Hier hast Du meinen Schlüssel, Jerg, sind noch 124 Wildemannstaler, sehr viele alte mit der Jahreszahl von 1600, unterm ersten Boden in der Leinwandlade, die nimm, wenn Du fortmüsstest; ach, ich wollt' sie der Toni schenken; aber Gott hat's nicht gewollt. Horch, es rollt vorn, da kommt ein Wagen ... behüt' Dich Gott, Jerg, sieh zu, ob's der Vater ist.«

Georg musste gehen, die Mutter ruhte nicht eher: er schickte Lenen zu ihr. Draußen war der Kreisrichter angekommen, die Turmuhr schlug elf; es rollte wieder, und von der einen Seite kam der Domänenpächter vom Rabenstein mit seinem Rechtsanwalt, von der andern der Notar L., den sich Georg zum Beistand erbeten. — Der Kreisrichter nahm seine Akten und begann:

»Es ist ein Wechsel über 5150 Taler am 1. Juni zahlbar vom Herrn Georg Richter an Herrn Chr. Meyer, Domänenpächter vom Rabenstein, an Letztern mit Protest zurückgekommen. Der Inhaber des Wechsels hat diesen beim Gericht eingereicht, und auf Anfrage des Gerichts beim Schuldner hat dieser sich für zahlungsunfähig erklärt. Hierauf ist der Antrag gestellt worden, den Besitz des Zahlungsunfähigen mit Sequestration und eventueller Subhastation zu belegen, um Deckung für die Forderung zu gewinnen. Das Gericht hat heut an Ort und Stelle diesen Termin angesetzt, die dieserhalb nötige Sequestration einzuleiten und die Taxe des Inventars aufnehmen zu lassen, wenn der Wechselgläubiger heut nicht noch befriedigt wird. Herr Georg Richter, sind Sie imstande, dem Herrn Domänenpächter Zahlung zu leisten?«

»Nein«, erwiderte Georg.

»Bestehen Sie auf die beantragte Sequestration, Gläubiger?«

Der Rechtsanwalt des Herrn Meyer erklärte, dass er im Auftrage seines Mandanten allerdings darauf bestehen müsse, dass er jedoch bereit sei, zuvor wegen der Forderung privatim mit dem Schuldner zu verhandeln, wenn dieser geneigt sei, sein Besitztum Herrn Meyer käuflich zu überlassen. Jetzt sah Georg klar, wohin die Absicht des Domänenpächters ging, und ihm graute vor diesem Egoismus.

»Ich mache im Auftrage meines Mandanten darauf aufmerksam«, entgegnete nun Notar L. als Georgs Vertreter, »dass mein Klient zwar bereit ist, zu verkaufen, bitte aber den Herrn Richter, der Gegenpartei den § 7 des Kaufkontrakts vom 7. April 1852 vorzulesen, weil laut dieses jemand das Rückkaufsrecht dieses Hofes für 5000 Taler besitzt, und dass ohne dessen Abstehn weder von einem wirklichen Verkauf, noch von Subhastation die Rede sein kann.«

Der Richter sah nach, las den Paragraphen vor, den wir kennen und rief:

»Ein merkwürdiger Kauf! Haben Sie, meine Herren, von dieser Klausel gewusst«, wandte er sich zu dem Amtmann und dessen Anwalt, — »so hätten Sie uns eigentlich den Weg und die Arbeit ersparen können.«

Die Gegenpartei wurde verblüfft, der Rechtsanwalt las mit eigenen Augen und rief:

»Wer ist dieser M. Richter? Herr Amtmann, Sie hätten sich diesen Kaufkontrakt erst vorlegen lassen sollen, ehe sie dem Herrn dort Ihr Geld liehen; wenn dieser andre Richter kommt, so erhalten Sie höchstens 5000 Taler und weiter keinen Pfennig, und wenn er nicht kommt, sind Sie noch schlimmer daran ...«

»Das ist ja der alte Richter, was soll's mit dem Alten? Da wird doch nur vom Auszug die Rede sein!« sagte der Amtmann, der immer noch nicht klar in der Sache war. Sein Rechtsanwalt zog ihn beiseit, und man sah, wie ihm nachgerade die Erkenntnis derselben in die Glieder fuhr.

»Ist doch die Klausel auch mal zu etwas gut«, flüsterte Andreas zu Georg, »sieh' nur, wie es der Rabensteiner mit der Angst kriegt!«

Die beiden überlegten am Fenster und flüsterten; der Kreisrichter steckte sich eine Zigarre an, Notar L. ging umher und lächelte vor sich hin; Georg saß hinten in der Ecke und sah auf seine Finger.

Indessen ging die Tür leise auf und die beiden dort stehenden Schöppen des Dorfs, die zur Aufnahme der Taxe bestellt waren, reichten hinter sich einem Greise die Hand.

»Zur Sicherstellung meines Klienten«, begann Rechtsanwalt R., »halte ich trotz dieses Paragraphen es für notwendig, dass die Sequestration dieses Hofs eintrete

und beantrage ich diese, da man ja nicht weiß, ob dieser M., dieser Richter überhaupt sich melden wird, ob er ferner imstande wäre, jene 5000 Tlr. bar zu zahlen, ja ob er überhaupt noch am Leben ist, um von seinem Rechte Gebrauch zu machen ...«

»Er lebt und kommt«, scholl eine Stimme hinterwärts, dass aller Augen sich dorthin richteten; und der alte Richter trat zwischen den Schöppen hindurch vor. Er blickte in den Kreis der Beamten mit einem Blick auf seinen sichtlich weißer gewordenen Braunen, als ging' er, umringt von einem halben Dutzend bellenden Hunden, die er mit seinem Auge bannen müsste.

»Was wünschen Sie von mir?« wandte er sich an den Sprecher.

»Ich für mein Teil«, erwiderte jener, »wünschte nur, dass Sie diesem verwünschten Rückkauf entsagen sollen.«

»Mitnichten, lieber Herr, davon will ich eben Gebrauch machen.«

»Dann zahlen Sie, damit die Sache ein Ende hat«, rief der Notar ärgerlich.

»Wo ist der Herr vom Gericht?« fragte Martin Richter.

»Hier«, rief der Kreisrichter.

»Herr Kreisrichter, ich zahle hiermit an Sie die 5000 aus und bitte um Verschreibung des Guts.«

»An mich zahlen Sie nicht, Sie zahlen an Ihren Sohn«, entgegnete der Gerichtsbeamte.

»Sie zahlen an uns«, rief der Rechtsanwalt R.

»Nun gut, ich zahle, der Herr Kreisrichter ist mein Zeuge.«

Mit diesen Worten hob er seinen dreieckigen Hut, löste das zugeschnürte rote Futter in demselben und begann den Tisch vorsichtig mit Staatsschuldscheinen und Banknoten zu belegen. Unterdessen hörte Georg die schwache Stimme seiner Mutter, die seinen Namen rief. Er saß dicht am Alkoven und horchte auf sie. Er ging hinein und fand die Kranke aufgerichtet im Bett sitzend, die Arme gegen ihn ausstreckend. Er umschlang sie und wollte sie niederlegen.

»Lass' mich«, sprach sie aufgeregt, »der Vater ist da, ich habe seine Stimme gehört. Behüt' Dich Gott, Jerg, Dir kann's nicht schlecht ergehen, denn Du bist fromm und gut. Ruf' mir den Vater, damit ich ihm noch sagen kann, was recht und billig ist! Ruf' ihn, ehe ich sterbe!« mahnte sie ängstlich.

Georg erschrak. Lene trat eben wieder ein. Er legte die Mutter sanft nieder und ging vorn in die Stube, wo der Alte sein Geld zählte. Er hatte Mühe, dem Alten ohne Aufsehen die Bitte der kranken Mutter zu Ohr zu bringen.

»Muss warten«, sagte der Alte, »erst der Hof und dann

die Frau!«

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als Lene mit verstörtem Gesicht aus dem Alkoven gestürzt kam, den Alten am Arm fasste und rief:

»Schulze, Schulze, Eure Frau, sie stirbt!«

Mitten unter der Bewegung aller Anwesenden stand der Alte in furchtbarer Verlegenheit und sah starr auf den Tisch; wie konnte er das kostbare Geld vor so vielen Menschen unbewacht auf dem Tisch liegen lassen? — Aber im selben Momente fasste er sich, raffte mit beiden Händen alles zusammen, tat es bunt in den Hut und ging mit diesem vor sich in der Hand in den Alkoven. Hier legte er den Hut aufs Bett und ergriff ihre Hand — seine Frau war tot. — Da warf er die Tür hinter sich zu; trotzdem hörte man deutlich des alten Mannes ingrimmiges Weinen, untermischt mit rauhen Kehltönen bis in die Stube, dass es manchem der Anwesenden die Haut grausen und das Haar sträuben machte, denn es waren Töne, die in der Wildheit ihrer Klage an die Raubtiere des Urwaldes erinnerten.

Hierbei hatte sich der Domänenpächter entfernt und seinem Anwalt aufgetragen, das Geld in Empfang zu nehmen, wegen der restierenden 150 Taler aber, wenn sie nicht gezahlt werden sollten, auf Wechselhaft des Schuldners anzutragen. Der Alte kam nicht wieder zum Vorschein, er ließ sich den Rechtsanwalt L. rufen,



übergab ihm die Zahlung nebst jenen 150 Talern, bat ihn, noch einige Stunden zu warten, bis er sich beruhigt, weil er mit seiner Hilfe noch einige Anordnungen treffen wolle, und ging hinaus in den Hof.

Während die Rechtsanwälte vor dem Kreisrichter das Geschäft in Ordnung brachten und der Rückkauf protokolliert wurde, stand der Alte draußen in der Pferdestalltür, wieder gefasst, als wäre nichts vorgefallen.

»Alles herrenmäßig gebaut«, murmelte er, »wenn er nur selbst ein Herr gewesen wäre, der das Geld zum Wegwerfen gehabt hätt'.«

Er traf auf Andreas, als er in den Stall hineinsah.

»Gott im Himmel, was ist das? Acht Pferde im Stall?«

»Ihr seht's, Schulze, und wir brauchen sie ...«

»Wie kann der Hof so viel Pferde ernähren? Da wundert's mich nicht, dass die Euch die Haare vom Kopf gefressen haben.«

Andreas schwieg; er war im Herzen voll Trauer über den Todesfall und wenig zum Sprechen aufgelegt. Der Greis ging in den Kuhstall.

Neues Wundern!

»Vierundzwanzig Stücken Vieh — meiner Seele, da wird mir's klar, wie man über Nacht 5000 Tlr. Schulden macht. Ich habe nicht sechs Stücken ernähren können;

aber ich lern's noch; wenn's fehlt, wird gekauft.«

Er kam an die Scheune. Sie war vollständig fertig und starrte ihn wie ein Riesenwerk an.

»Wir denken sie heuer voll zu kriegen«, sagte Andreas.

Er fasste Andreas an den Arm.

»Bist Du auch verrückt geworden bei der verrückten Wirtschaft? In diese Scheune packe ich das ganze Getreide der Dorfmark Raben hinein. Der Jerg wäre mit zwei oder drei Sparren Anbau an die alte Scheune ausgekommen, das wäre gescheiter gewesen, als so viel Geld für ein unnütz Ding zu verzetteln.«

Er betrat den Weg durch den Garten.

»Sind immer durch den Hohlweg oben 'nauf gekommen, von selber geht's hier auch nicht; was mag der Weg gekostet haben! Und der Garten ist nun ein Allerwelts-Lustgarten geworden, da kann Vieh und Mensch sich drin verlustieren, dass man von Obst keine Spur mehr sehn wird.«

»Hier soll noch ein neu Staket hinunter, dass der Garten wieder geschlossen wird«, sagte Andreas.

»Ja, aber das kostet wieder über 100 Tlr.; eine Mauer kostet noch mehr, so geht's Geld hin für nichts und wieder nichts.«

Hinter der Brücke kamen sie ans Tagelöhnerhaus. Es

war für vier Familien; drei wohnten schon darin.

»Es fehlte an Leuten«, sagte Andreas, »und wir haben sie gut gebrauchen können.«

»Aha, die müssen das Korn dreschen, damit die Knechte ein Herrenleben führen können, damit sie nicht mehr im Winter um zwei Uhr aufzustehen brauchen.«

»Ist nicht wahr«, sagte Andreas empfindlich.

»Mag sein, wie es will, das sind Läuse im Pelz; die Sorte stiehlt, wo sie's kriegen kann, und wer sie sich freiwillig in die Wirtschaft setzt, ist wert, dass sie ihn auffressen.«

»Wir haben aber zehnmal mehr Arbeit, als früher.«

»Weil Ihr Euch unnütze macht; was nütze ist, ist bei mir geschafft.«

Er ging weiter ins Feld und brummte noch einmal über den kostspieligen Weg. Das Bruch war trocken wie eine Stube und der Hafer fing schon mächtig an, in breite schilfige Blätter zu schießen; er sah ganz schwarzgrün aus. Der Knecht wies ihn darauf hin.

»Trocken ist's jetzo allerorten, zumalen wenn's wie dies Jahr nicht regnet.«

»Seht aber den Hafer, wie er wächst.«

»Hafer wächst überall, selbst im Sumpf. Er ist auch noch nicht überm Berg; lass' nur mal ordentliche

Platzregen kommen, so verfault er allesamt. Die Röhren, das ist für die Katz, das kann kein Jahr halten. Nass bleibt nass und trocken bleibt trocken. Ich verkehr' die Welt nicht und hab' noch keine nassen Jahre erlebt.«

Oben auf dem Wolkenfeld stand jetzt der Roggen brillant. Er war mannshoch und stand wie angerammt. Im Winde wogte er wie ein Meer. Andreas dachte bei sich, das wird er doch loben müssen.

»Steht das Jahr überall gut, war auf dem ganzen Wege so«, sagte er geringschätzig. »Dafür wird's auch billig werden, zum Wegschmeißen. Hab's erlebt, Anno 22, wo der Scheffel zehn Groschen galt, das ist schlechter als weniger gewonnen, und leidlicher Preis dabei.«

Nun kamen sie an den Schäfer Thomas.

»Du!« rief der Alte und fuhr mit der Hand über Aug' und Nase, als stach ihn eine Fliege, »was ist das?«

»Die Schaf' sind etwas herunter, weil die Weide vor der Ernte knapp ist«, entschuldigte Andreas. »Müssen andre Jahr' um diese Zeit im Stall beizufüttern; heuer ist nun nichts mehr da, weil der Thomas im Winter zu sehr mit dem Stroh gewüetet.«

»Ihr hängt sie an den Balken!« schrie der Alte. »Ist das Wirtschaft?«

»Ja an den Balken«, ächzte Thomas. »Ich will Euch sagen, Schulze, ist keine Wirtschaft mehr, wo das Schaf

Not leidet.«

»Also darum habt Ihr die Lehden umgebrochen, damit Euch die Schäfererei zum Schinder geht? Wollt im Sommer füttern und im Winter austreiben, just wie in der verkehrten Welt?«

Der Alte wandte sich um. Andreas fühlte noch immer die Pflicht, zur Aufklärung des Alten alles Mögliche zu sagen; allein er mocht' anfangen, womit er wollte, der Alte hatte kein Ohr, sein Urteil stand fest.

\* \* \*

## Neunzehntes Kapitel – Der Rat einer Toten

**A**ls der alte Richter wieder in die Stube trat und den Alkoven sah, wurde auch sein Schmerz in seiner ganzen Gewalt rückfällig. Wieder ging er in die Kammer, schlug die Tür hinter sich zu und man hörte ihn stöhnen und dazwischen mit sich selbst reden. Von den Fremden war niemand mehr da, als der Notar L., der draußen im Garten las. Der Rückkauf war von Georg unterschrieben, vom Alten noch nicht; der Richter hatte den Anwalt beauftragt, diese Unterschrift vom Alten vollziehen zu lassen, und Letzterer hoffte mit Recht, die Sache würde doch nun zugunsten Georgs beigelegt werden. Georg saß in der vordem Stube am Fenster in trüben Gedanken. Da trat der Alte aus der Kammer.

»Jerg«, sagte er, »bin bei Deiner Mutter gewesen und hab' bei ihr nach Rat gefragt. Bin draußen in Hof und Feld gewesen, hab alles gesehn — hast Deine schönen 5000 Tlr. zu lauter Kinkerlitzchen verstreut, ohne die die Wirtschaft auch gegangen wär' ... Ich bin wieder Herr, wie Du weißt.«

Jedes Wort stach Georg ins Herz wie ein Nadelstich. Er konnte nicht antworten.

»Jerg«, fuhr der Alte fort, »ich habe den Notar hier bleiben lassen. Ich will nichts weiter, als den Hof für

meine Familie erhalten wissen. Du hast ihn nicht verkaufen wollen. Du siehst, Du hättest ihn ohne mich verkaufen müssen ... Wenn ich ihn Dir jetzo ohne Schulden wiedergebe, möcht' es einstweilen von Neuem gehn, aber das kann ich nicht, denn meine ganze langjährige Ersparnis hat nicht hingereicht, ich habe die größte Hälfte selbst zusammenborgen müssen, um Dir aus der Tinte zu helfen. Dir sage ich aber: mit 5000 Tlr. Schulden behauptet den Hof keiner, der Bücher liest, mit dem Stock durch die Wirtschaft läuft und nirgends selber Hand anlegt; das bringt kaum einer zuwege, der jede Arbeit selbst vortut. — Dennoch sollst Du den Hof wiederbekommen, wenn Du mir schriftlich versprichst, nach meinem Willen zu heiraten. Ich werde Dir eine Frau suchen, die wenigstens 4000 Tlr. Mitgift hat ...«

Georg sprang auf; dieser Stachel stach zu tief.

»Nie und nimmer, Vater«, rief er, »ich will von Euch keine Frau! Ist auch umsonst, bin schon versprochen. Wenn ich je heirate, so wird's die Toni, des Pfarrers Tochter.«

Der Alte sank in den Stuhl.

»Auch das noch!« stöhnte er; — »auch noch eine Staatsdame, die die Finger nicht nass macht und kaum ein Hemd auf dem Leib hat ... O, musst Du denn immer das Pferd hinten anspannen, damit die Karre sicher rückwärts geht? Dir hilft nichts, als eine tüchtige wirtschaftliche

Frau, die derb anfasst, umso mehr, weil Du nicht Hand anlegst. Eine Frau, die hinten und vorne ist, die keine Arbeit scheut, deren Taler so viel wiegen, als sie selbst, und die dafür als Mitbesitzerin eingetragen werden soll, der die Hälfte vom Hof gehören muss, dass, wenn's dann noch einmal schief geht, er den Kindern verbleibt: Basta! Anders nicht! Willst Du?«

Bei Georg war das Maß der qualvollen Widerwärtigkeiten von den letzten vier Wochen voll; die Heiratsbedingung machte es vollends überquellen. Er fühlte in demselben Momente die ganze Last jener Lebenswahrheit, dass derjenige, der den Würfelbecher des Geschäftsspieles in die Hand nimmt, noch viel mehr jenen geißelschwingenden dämonischen Mächten anheimfällt, als der sich selbst vergessende Denker, der auf der Höhe seiner Einsamkeit über dem irdischen Getriebe thronet, um die grenzenlose Nichtigkeit seines Daseins zu Ende zu denken. Heftige Sehnsucht ergriff ihn, der niedern Region zu entfliehen, die ihm für sein bisschen Gefallen, das er am praktischen Leben fand, mit solchen herben Rückschlägen der Angst, der Furcht und der Verzweiflung lohnte. Selbst das wissenschaftliche Rätsel, das ihm die Sphinx der Landwirtschaft aufgegeben, und an dessen Lösung er zwei Jahre mit Lust gearbeitet, schien ihm nicht mehr des Interesses wert, die Mühe war verloren, denn die Lösung war ebenso nichtig, war nichts und aber nichts, wie alles. — Und er trat vor



seinen Vater, sah ihn fest an und sagte:

»Ich bin zwar von Eurem Blut, aber meine Ziele und meine Wünsche sind von anderm Stoff, weil ich andere Muttermilch getrunken; nennt Ihr das alles verkehrt, Ihr seid vielleicht im Recht. Ich will Euch darum aus dem Wege gehn. Gebt dem Andreas den Hof, ich habe nichts mehr dagegen. Er mag mir noch 2000 Tlr. heraufzahlen, umso viel ist der Hof gewiss verbessert, damit will ich weiter studieren.«

Mit diesen Worten ging er zur Tür hinaus. Der Alte sah ihm schweigend nach.

»Himmel und Hölle!« rief er endlich und griff sich in sein greises Haar. »Will ich denn etwas anderes, als was mir meine fünf gesunden Sinne sagen? Denke ich anders, als wie die ganze Welt denkt? — Nein, Ihr, Ihr seid anders, Ihr wisst's anders, Ihr wollt es anders, als besäset Ihr die Kunst, aus Feldsteinen Taler zu prägen. — Die Toni zur Frau? ... Das gäbe die rechte Pastorenwirtschaft, wenn nur die Einnahmen nicht fehlten und die Zinsen und Abgaben gegeben werden müssten. So lange es heißt: eins von zehn bleibt neun und zwei von eins kann ich nicht, so lange wird's mit solchen Wirtschaften bergab gehen, weil's immer aufs Borgen hinkommt, bis das Borgen nicht mehr geht. Und doch — dauert mich der Junge, wenn's so abläuft, wie er will, hat er sich immer um 3000 Tlr. gebracht ... Da wär's doch wirklich

besser gewesen, ich hätt' ihm früher seinen Willen mit dem Studieren gelassen. — Bin ich aber schuld? Warum vergriff er sich selbst und ließ damals dem Andreas den Hof nicht? Und was soll nun werden? Soll ich gar wieder wirtschaften? Ja, wenn ich noch dreißig Jahr jünger wäre, um die 5000 abzuarbeiten ... ach, und wenn die dort auf ihrem Totenbette noch lebte ...«

Da trat Andreas in die Stube.

»Ihr habt nach mir geschickt, Schulze!«

»Ich?«

»Der Jerg sagte mir's.«

»Ja, der Jerg, siehst Du, Junge, nun ist er's satt, nun will er den Hof nicht mehr.«

»Er sagte mir's schon, aber ich glaub's ihm selbst nicht, und wenn er's noch einmal sagt.«

»Warum nicht?«

»Weil er seine Stunden hat, wo ihm alles überdrüssig ist, und die doch vorübergehn.«

»Wär's aber wirklich nicht besser, Du nähmst den Hof? Freilich, er will und muss noch 2000 Tlr. wenigstens haben; da müsstest Du bis 7000 hinan, und dann Deine verwünschte Lene ...«

»Zankt nicht auf die Lene, Schulze«, unterbrach ihn Andreas, »sonst geht sie Euch vom Hof; denkt daran, Ihr

habt keine Frau mehr.« —

»Andreas, der Jerg will die Toni; die beiden gehn mit 5000 Tlr. Schulden vor die Hunde. Du willst die Lene. Ich wette, Ihr beiden rappelt Euch trotz der 7000 durch. Denn Du bist wirtschaftlich und kannst anfassen; was Du jetzo Verrücktes mitgemacht hast, wirst Du wohl wieder verschwitzen; und die Lene ist ein wahrer Hausdrachen. Wenn Ihr zusammenkommt, geht's doch am End' — freilich wird's kein Zuckerlecken sein. Ihr werdet Euch Zeit Eures Lebens für andere Leute quälen, aber Ihr werdet den Hof auf Eure Kinder bringen.«

»Ich danke Euch, Schulze, — aber ich nehme ihn heute nicht.«

»Warum nicht? Ich möchte das Ding gerade gleich heut zu Ende bringen, weil der Gerichtsmann hier ist.«

»Schulze, denkt an die, die dort in der Kammer liegt. Denkt einmal, sie lebte und stünde unter uns, was meint Ihr, was sie reden würde?«

»Nun, ich hätt' sie selber gern gefragt, was meinst Du?«

»Vater, würde sie sagen, ich bitt' Dich, Du bist heut wieder wild, wie zehrend Feuer, überleg' die Sache bis morgen!«

Andreas ahmte unwillkürlich den beweglichen Akzent der Toten nach, den er so oft gehört, dass der Alte sich

umschaute und sichtlich erschrak. —

»Sie würde zum Jerg sagen«, fuhr Andreas fort, »mein Sohn, setz' Dich hierher, Dich haben sie gequält, gekränkt, gereizt, nun weißt Du keine Rettung und wirfst alles von Dir und rufst: ich will nichts sehen, nichts hören mehr! Schlaf's erst gesund aus, dann wollen wir weiter sprechen. — Und nun hört, Schulze, weiter würde sie zu mir sagen: Andreas, Du siehst doch, dass der Alte blind ist und der Jerg vollständig taub; geh', Du kannst es, heut kriegst Du den Hof, da hat kein Mensch nichts dagegen; aber Du kriegst eine Last auf Deinem Rücken mit, unter der Du Dein Leben lang ächzen und stöhnen wirst; die Last, das ist die Schuld, meinen Sohn um sein Erbteil gebracht zu haben. Wart' noch ein Jahr und wenn's dann noch so steht, wie heut, dann greif' zu mit Freuden, dann will ich selbst meine Freude darüber im Himmel haben. — Nun wisst Ihr's, Schulze; ich hab' die Pferde angespannt, der Notar sitzt schon auf dem Wagen, denn den Notar will ich Euch heute aus dem Wege rücken.«

Und richtig, da knallte die Peitsche und Andreas fuhr mit dem Notar davon, während der Schulze das Nachsehn hatte.

## Zwanzigstes Kapitel – Das entsiegelte Heft

**A**ls Toni wieder in ihr Heimatshaus zurückkehrte, wo sie von ihrem einsamen Vater sehnlich erwartet wurde, fand sie gar vieles verändert. Der alte Martin Richter wirtschaftete drüben mit Andreas und Lenen. Georg war fort. Wohin? Das wusste niemand. Andreas brachte ihr einen versiegelten Brief mit dem Grusse Georgs. Sie öffnete ihn hastig, sie fand nichts darin, als jenen Schlüssel zum Pult, den er wahrscheinlich beim Packen seiner Effekten wiedergefunden hatte. Sie stellte hunderte von Fragen an den Knecht. Sie erfuhr zwar genau, was sich bis zum Tode der Mutter und während desselben zugetragen, allein von der Stunde des Begräbnisses an hörte seine Kunde auf. Georgs Sachen hatte ein Gespann zum Bahnhof gefahren, das war alles. Andreas wurde bestürmt wie eine Festung von dem Forschen, Bitten und Flehen des Mädchens, in dessen Busen die Liebe loderte; allein er hatte gut Standhalten, er wusste in Wahrheit selbst nichts. Sie fieberte Tage lang umher, sie hätte jeden Menschen, jeden Weg, jeden Baum in ihrer Herzensangst fragen mögen, ob er nicht von dem Geliebten ihres Herzens Kunde habe. — Wie oft stand sie am Fenster und blickte zum Hof hinüber; war es denn Wahrheit, dass er von dort nicht mehr zu ihr

herüberblicken sollte? Sie musste zuletzt das Fenster meiden, denn wahre Halluzinationen bemächtigten sich ihrer; ihre Einbildung zeichnete sein Antlitz drüben in klaren Zügen — ihr Auge sah ihn, sie winkte, sie wollte hinüberstürzen — bis der Traum ihr beim ersten Schritte schwand und sie in Tränen ausbrach. Dabei brach der Zwiespalt der beiden Entschließungsformen in Bezug auf ihre Liebe mit doppelter Gewalt auf. Sie hatte sich vorgenommen, ihrer Liebe zu entsagen, wie sie den geliebten Gegenstand bis zur Hingabe ihres eigenen Lebens liebte; deshalb hatte sie sich beherrscht, hatte ihn gemieden, hatte ihm den Abschied verweigert — und nun griff die Sehnsucht in ihr Herz; alle ihre Tränen galten dem Selbstvorwurfe, ihm nicht länger als zwei arme Tage lang die Wonnen der Liebe gewährt zu haben, dass sie kalt und kühl von ihm gereist und damit ihn noch trostloser gemacht, statt ihm die letzten Tage seines traurigen Aufenthalts zu versüßen, Ihren Vater, der von ihrer Liebe wusste, bekümmerte ihr Zustand ernstlich, der milde Mann zürnte fast dem Georg, der seiner Tochter die harmlose Heiterkeit geraubt, die ihm in seiner Umgebung so wohltuend war, der ihre Ruhe mit fortgenommen, darob er sie trösten könne. Er behauptete, aus den letzten Äußerungen Georgs entnommen zu haben, dass er sich eine neue Lebensstellung gründen wolle, weshalb er sich wahrscheinlich in die Einsamkeit der Großstadt begeben, um dort ungestört seinen Studien obzuliegen. Dass er

ferner so stumm geschieden, sei doch nur vernünftig; er müsse ihr ja die Freiheit lassen, da er nach Verlust des Hofes ihr einstweilen nichts bieten könne. Da musste der Pfarrer ein ganzes Kreuzfeuer von Fragen aushalten, die die Präzision der angeblichen Äußerungen Georgs bezweckten, bis es ihm selbst verdrießlich wurde, denn er hatte nur beabsichtigt, gemäß dem Charakter Georgs, dessen wahrscheinliche Motive darzulegen —, obwohl ihm diese selbst wieder zweifelhaft dünkten, da dieser noch immer ein politisch Bescholtener, und in seiner Starrheit selbst während der zwei Jahre nicht dahin zu bringen gewesen war, etwas dafür zu tun, also, dass selbst im Dorfe ein Stellvertreter für ihn zum Schulzen hatte ernannt werden müssen. —

In diese Zeit fiel der Geburtstag Georgs. Toni hatte bis dahin noch nicht die Fassung gefunden, die geheimnisschweren Siegel zu brechen. An diesem Tage ging sie in die Ferienstube. Heut wollte sie das Heft öffnen, um sein Andenken festlich zu genießen. Sie schnitt die Streifen entzwei und fand auf der letzten Seite Folgendes geschrieben:

*»Du fühlst, es gibt eine Versöhnung. — Wenn Du erkannt hast, dass alles um Dich her unbegreiflich, wenn Du hinaufsteigst in die fernsten Fernen des Weltalls, wenn Du hinabsteigst in den Tropfen, der noch Milliarden von Atomen und Wesen birgt, — wenn*

*Du dort wie hier schmerzlich ausrufen musst: wer gibt mir das Maß, was dieses misst! ... Wenn Du an Anfang und Ende denkst und beides umsonst suchst und endlich Dir sagen musst, dass Du beides Dein Leben lang umsonst suchen wirst: wenn Dir die Träume wie Schatten schwanden, die die Menschen für das Niebegriffene und Nieerkennbare in ihrer ewigen Sehnsucht zu träumen versuchten: Da fühlst Du, dass der Kern Deines Wesens in einer andern Welt liegt, als in dieser sichtbaren Welt des Scheins und der Täuschung: — da mag es ewig, da mag es unendlich sein ... Doch, was ist die Ewigkeit? Was ist die Unendlichkeit? — Nichts als die wesenlose Negation dieses sonderbaren ziellosen Wechsels in Zeit und Raum, der Dein Dasein für immer in seinen Illusionen gefangen hält. Fragst Du aber: wo werde ich ihn finden, den angeschauten Begriff der Unendlichkeit, den inhaltvollen Begriff der Ewigkeit?... An jenem Tage, wo Du dem Leben entsagst, indem die irdische Form Deines Denkens zerbricht.«*

Toni las die wunderbaren Zeilen zwei- und mehrmals. Sie verschlang die ganze Abhandlung von neuem, deren tragische Schlussfolgerungen schon seit jener Zeit nie wieder aus ihrer Brust verklungen waren. Sie trank den Zauber jener Philosophie der Entsagung mit vollen Zügen ... bis ihr das ganze Reich ihrer Liebe einfiel. Da



hing ihr Herz an sich zu bäumen wie ein Ross, dem man den ersten Zügel anlegt.

»Und wo«, fragte sie ängstlich, »findet die Liebe in diesem Tempel eine Stätte der Anbetung? Soll ihre Gewalt, ihre weltbewegende Kraft nichts weiter sein, als eine jener zahllosen Illusionen, die den Traum der Menschheit als nichtige Phantasmen vorgaukeln? — Nein und tausendmal nein«, rief sie in ihrer Verzweiflung, »ach, wenn Georg hier wäre, er würde mir die Stätte zeigen, wo sie ihr lieblich geborgenes Heim hat und von dem sie nimmer vertrieben werden kann! — Aber«, fing sie wieder an, »was war es, dass er so still, so lautlos ging, was war es, dass er von diesem Tale schied, wie ein Toter? ... Er trug sie zu Grabe, zu Grabe! — Ich hab's gefunden! O, ich muss es wohl finden: wer so dem Leben entsagen kann, findet auch die Kraft der Verzweiflung, die zum Entsagen der Liebe gehört ... Mann der höchsten Erkenntnis!« rief sie in schmerzlicher Bewegung, »ich folge Dir würdig nach. Du hast mich das Leben überwinden lehren, lehre mich auch die Liebe überwinden.«

Sie barg ihr Haupt in ihre Hände; das Leben schien noch einzelne Zuckungen zu versuchen. Allein sie stand auf, — griff nach dem Buch, das im Pulte lag — bleich heroisch. Sie hatte gekämpft, sie hatte gesiegt, aber der Sieg war teuer erkaufte, — ihre liebsten Gefährten lagen

tot auf dem Schlachtfelde.

✱ ✱ ✱

# Einundzwanzigstes Kapitel – Die teure Wirtschaft

**A**uf dem Schulzenhofe wirtschaftete indes der Alte, weil eben kein anderer wirtschaften wollte. Vor allen Dingen wollte er die Tagelöhner im Haus an der Brücke los sein; glücklicherweise war noch kein Quartalstag, Sie hatten Kontrakt auf vierteljährliche Kündigung; er musste also bis zum 1. Juli warten. Indes war es ihm lieb, sie einstweilen noch verwenden zu können; denn da hatte der Jerg eine unmenschliche Menge Kartoffeln ausgelegt. Da standen ganze Riesenbreiten voll Unkraut, und da sie denn einmal gepflanzt waren, sollten sie nun in Schmutz verkommen? Das stimmte nicht mit Martin Richters ökonomischem Sinn. Er ließ hacken und jäten, bis sie rein waren, und schimpfte nur am Sonnabende weidlich über das viele Tagelohn, das er auszahlen musste. Aber die Ziegelei wollte er augenblicklich eingehn lassen, um die Wirtschaftskosten zu mindern. Da Georg zuletzt schon nicht mehr alle Steine zum eignen Bedarf gebraucht hatte, so war schon vieles an die Umgegend verhandelt. Bei dem Gerücht von der Veränderung in der Wirtschaft kamen die Wirte von neuem, erhandelten ihre Steine und gaben Draufgeld. Richter fand, der volle Ziegelofen, der eben ausgekarrt wurde, war schon abgesetzt und der

zweite Brand und bereits mehr bestellt. Aus den Einnahmen ersah er, da das Feuermaterial durch den Torf selbst produziert wurde, dass er an jedem Tausend Steinen netto 4 Tlr. übrig hatte, und Martin hätte kein Bauer sein müssen, um ein Geschäft von der Hand zu weisen, wo er für je 5 Tlr. Auslage 9 Tlr. einnahm.

»Müssen doch fortbrennen, können ja immer aufhören, wenn die Steine nicht mehr gehn«, brummte er und die Folge war: er behielt Ziegler und Torfstecher. Als er nun die ersten 270 Tlr. für den Brand Steine in der Tasche hatte, schimpfte er am nächsten Sonnabend schon weniger auf das Tagelohn. Da waren nun immer noch die acht Pferde, davon mussten doch wenigstens zwei fort, sie fraßen ja täglich anderthalb Scheffel Hafer. Allein der Hafer auf dem Boden reichte wirklich und die Arbeit fehlte auch nicht, und somit schob er's auf für gelegnere Zeit. Die Not der Schafe lag ihm aber zu sehr am Herzen, das ging nicht mehr. Oben auf dem Wolkenfeld standen 30 Morgen gut bestandner Klee. Er war für die Sommerfütterung des Rindviehes bestimmt: dieser sollte samt und sonders den Schafen eingegeben werden. Andreas stritt fürs Rindvieh.

»Wir verkaufen die Hälfte«, sagte der Alte, »am Sonnabend ist Markt in der Stadt.«

Andreas grauste die Haut, den Thomas mit seiner Herde in dem jungen üppigen Klee herumplatschen zu

sehn, der einen doppelten und dreifachen reichen Schnitt versprach; die gingen im Lauf von vier Wochen verloren, denn die Blattgewächse vertragen den täglichen Biss der Schafe viel weniger als das Rasengras.

»Nun dann treibt sie nur alle zu Markt, wovon sollen wir die andern zwölf füttern, wenn der Thomas den Klee kriegt? Gebt ihm lieber die ganze Vogelwiese ein, da wächst nachher doch noch Grummet, und ich will zwei Fuhren Heu weniger auf dem Pferdeboden haben.«

Der Alte ließ sich belehren und gab dem Thomas die Vogelwiese bis zur Ernte, womit dieser zufrieden war. Trotzdem aber trieb der Alte zwölf Stück Rindvieh zu Markt, allein die Preise gefielen ihm nicht. Er konnte nur vier leidlich verkaufen und brachte die andern acht wieder mit.

»Nun, Andreas«, sagte er, »zeig' was Du kannst, da hast Du Deinen Willen, aber Futter kauf' ich nicht; eher lass ich sie verhungern.« —

Davon war aber gar keine Rede, die 30 Morgen Klee und einige Morgen Wickfutter dazwischen gaben weidlich her, und der Alte strich Lenen ordentlich die Wangen, wenn sie so prächtig viel Buttergeld ablieferte.

Am 1. Juli besann er sich, den Tagelöhnern die Wohnung zu kündigen, die Ernte war vor der Tür und er fürchtete, sie würden ihm sogleich jetzt fortlaufen und bei

andern Bauern ernten helfen. Er verschob die Kündigung klüglich bis zum Winter. In der Ernte mähte Andreas vor; es gingen sechs Sensen. Sonst hatten fünf Sensen drei Tage lang den ganzen Roggen niedergelegt. Am vierten Tag brummte der Alte, dass die sechse wohl noch nicht fertig würden, alle Bauern würden heut fertig.

»Denkt Ihr, wir faulenzten?« sagte Andreas unwirsch; »wir haben noch volle sechs Tage zu tun.«

»Noch sechs Tage?« fuhr der Alte auf, »das geht nicht mit rechten Dingen zu.«

»Stellt Euch beiher, Schulze, und macht den Aufpasser. Denkt wohl, das Korn schlägt sich so fort, wie bei Eurer alten Wirtschaft; es steht wie angerammt, ungerechnet, was mehr ist.«

»Das wäre doch des Teufels! Werd' mich hinstellen und bei Euch Maulaffen feil halten! Ich sehe schon, ich muss es Euch noch weisen.«

Und wirklich, der Alte machte sich die Sense zurecht und ging mit hinaus. Das Korn stand aber so dicht, dass das Umlegen auf Schwade eine wirkliche Riesenarbeit war und dass die Art des Anhauens und Abraffens durch die Binderin eigentlich notwendig gewesen wäre. Aus Schonung nur ließen die sechse den Alten mitkommen; am Mittag aber blieb er heim und sagte nichts wieder. —

Da auf dem Teil, auf dem er mitgemäht hatte, mit

Guano gedüngt war, so fragte er Andreas nur gelegentlich nach dem Vogeldreck, wie er ausgesehn, was er gekostet hätt' und wie er gestreut worden wäre. Auch beim Harken und Einfahren ging's ihm nicht rasch genug, das dauerte fast acht Tage länger, als früher bei ihm. Andreas meinte, das Korn müsse in die neue Scheune; er blieb bei seiner alten und meinte, wenn die nur erst voll wäre. Das war sie nun im Umsehn, denn schon am zweiten Tag gegen Abend ging keine Garbe mehr hinein.

»Das Zeug ist ungefüg lang, das ist lauter Stroh und wenig Ähren«, sagte er und stutzte doch wieder, als sich auch die Riesenscheune bis weit über die Hälfte füllte. Er schüttelte den Kopf, von solcher guten Ernte wisse er seit langem nicht, und er schwor sich, das Korn müsse noch billiger als Anno 22 werden, wo er's mit acht Groschen verkauft habe. Damals hätten sie auch so schrecklich geerntet.

Da kam die Sommerernte. Der Hafer im Neuland stand wie Rohr, namentlich im Bruch. Die Rasennarbe im zweiten Jahr ihrer Fäulnis zersetzte sich und zwischen der Zersetzung wucherte der Hafer, seine Kraft daraus schöpfend, und schoss in Rispen, dass jedermann sein Wundern und seine Freude darüber hatte. Der Alte schob das alles auf das trockene Jahr, und wenn ihn Andreas auf die vielen und starken Regen aufmerksam machte, die gerade in diesem Jahre fielen, so waren das nach seiner

Meinung nur »Hungerregen« gewesen, die nicht angezogen hätten. Der Hafer indes verfaulte nicht, sondern wurde schön reif und gab einen solchen Ertrag, dass die neue Scheune total voll wurde und gar noch die Böden auf dem Pferdestall und Kuhstall, soweit diese das Heu nicht füllten, zu Hilfe genommen werden mussten.

Noch waren die Gerste und der Buchweizen draußen, die hierorts zuletzt gesät wurden. Der Alte wunderte sich und wettete, wo er nun damit noch hinsolle. Glücklicherweise war von beidem nicht viel gesät, indessen musste er eine der drei Scheunentennen voll packen, und da das noch nicht reichte, einen Teil des eingefahrenen Roggens wieder herauslangen und vor der Scheune in einen Diemen setzen, um den Buchweizen unter Dach und Fach zu bringen.

Von den üppigen Lupinenfeldern wollte er nun gar nichts wissen. Das stenglichte grobe Zeug, so gar nicht ähnlich einer Getreideart, sollten die Schafe fressen? Eher würden sie mit Kiennadeln ihren Hunger stillen. Er war des Erntens und des rasend vielen Tagelohnaufzahlens für dieselbe satt, wer weiß, ob er das erst wieder einnahm; denn der ganze Profit an den Steinen und das Geld für die Kühe war wieder ausgegeben. Darum sollten sie stehen bleiben, es möge damit werden, was da wolle.

Da kam eines Tags der Rüllicke auf den Hof, der Kornaufkäufer, der wie der ewige Jude durchs Land lief.



Das war ein Greis, allein das war er schon so lange, als manchen rüstigen Mannes ganzes Leben nicht dauerte; er selber wusste nicht mehr, wie alt er war; vor zwanzig Jahren hatte er mal im Kirchenbuch nachschlagen lassen, da es ihm schon damals däuchte, dass er bei Jahren wäre, seitdem hat er's schon wieder vergessen. Er trug lange weiße Kniestrümpfe, jedes Kind kannte seinen Schuh an der siebenfachen Nagelreihe seiner Spur im Sande. Die enganliegenden kurzen Linnenhosen, die er Sommer und Winter trug, warm mit schwarzen Bändern unter dem Gelenk gebunden und hielten die Strümpfe fest. Mit seinen krummen Knien, den langen Weißdornstock mit gestrecktem Arm weit vor sich her setzend, lief er, trotz seiner Jahre, wie eine Biene von Dorf zu Dorf und kaufte für die Bäcker der Stadt oder wer sonst ihm Auftrag gab. Dieser Händler suchte den Alten auf.

»Gott grüß Euch, Richters Vater, — was wollt Ihr mit dem Zeugs da droben, mit den gelben Riechblumen machen.«

»Gar nichts, Vater Rüllicke.«

»Da müssten sie ja verfaulen und der liebe Gott hat sie doch wachsen lassen. Was wollt Ihr haben für den Morgen, wie sie da stehn?«

»Wenn Ihr mir 20 Tlr. daher zahlt, könnt Ihr mit machen, was Ihr wollt.«

»O weh, das ist viel Geld, Schulze; 10 Tlr. für den Morgen, das heißt, dann wird gemessen und geschritten, wieviel's ihrer sind, das macht denn, was es macht, dafür will ich sie unterbringen.«

Der Alte horchte nicht schlecht; er hatte 20 Tlr. für den ganzen Kram verlangt. Der Händler bot ihm 10 Tlr. für jeden Morgen, und es mussten ihrer wenigstens fünfzehn, wenn nicht gar zwanzig sein; das gab 150 Tlr. Ihm war es, als hätt' er sich in den Finger gebissen; da galt es, sich nichts merken zu lassen,

»Ach«, erwiderte er, »wer wird das Zeugs haben wollen.«

»Nun, Schulze, die Amtsleute hier herum sind ganz rege darnach. Ich dachte, ich wollte sie anbieten. Vielleicht kauft sie auch der da droben — er zeigte nach dem Rabenstein — der konnte im Frühjahr keinen Samen mehr kriegen und hat nur zwei Scheffel gesät. Der hat auch nicht weit zu fahren, wenn er sie holt.«

Halt, der Rabensteiner! dachte der Schulze. Der steckt dahinter, der hat Auftrag erhalten. Und wenn der Rabensteiner 10 Tlr. bietet, da müssen sie gewiss 20 wert sein.

»Geht nicht, Vater Rüllicke, sind mir nicht feil«, entgegnete Richter und drehte sich um.

Nun wurden die Lupinen doch gemäht, denn flugs

nahm er die Leute aus der Scheune und schickte sie hinaus. Als die Lupinen anfangen zu trocknen und zu seinem großen Ärger die Schoten ihr Knackern in der Sonne lustig anfangen, weil er sie nicht beizeiten in Haufen gebracht, verwünschte er's noch zwanzigmal, dass er nicht 10 Tlr. für den Morgen genommen und arbeitete mit seinen Leuten zwei Mondscheinnächte dran, um sie zusammenzubringen, da sie am Tage wie sprödes Glas zerbrachen, wo man sie nur anrührte.

Hiervon fuhr er einen Teil auf den Schafstall, die andern brachte er in einen Diemen und gab sich selbst das Zeugnis, dass von dem verdammten Quark drei Viertel von den Körnern verloren gegangen waren.

Noch einmal zeterte und wettete er über die vielen Kartoffeln, die schmerzlich viel Ausmacherlohn verlangten. Das ging bis über 100 Tlr. Er hatte sonst im ganzen langen Jahr nicht die Hälfte für die ganze Wirtschaft ausgegeben. Dennoch hatte er darüber die Kündigung der Tagelöhner am 1. Oktober vergessen, und gar gut gefiel es ihm, mitten in der Saatzeit stets drei Männer in der Scheune stehn zu haben, die wacker Samenkorn droschen. Auch er drosch mit den Knechten vorm Anspannen auf der andern Tenne, und so kam es, dass er Samenkorn verkaufen konnte, das dies Jahr merkwürdig gefragt war.

Es ist ungewiss, ob der in diesem Jahre ausgebrochene

orientalische Krieg schuld war oder nicht, — Das Getreide war und blieb teuer.<sup>Note 2)</sup>

Hierzulande kostete in der Saatzeit der Wispel Roggen 70 Taler, und solcher Preis war im ganzen westlichen Europa. Der Alte verkaufte, was er verkaufen konnte, denn er erwartete immer noch, dass er bis auf 10 Taler sinken müsste.

Georg hatte die Verwandlung des Pfarrzehnts in Roggenrente zustande gebracht, gegen die sich der Alte mit allen Mitteln gewehrt. Er nannte das höchst leichtsinnig, obwohl es ihm dies Jahr gefiel, denn der Schulzenhof war auf 21 Scheffel Roggen fixiert, und nach seiner durchaus nicht zu hohen Schätzung hätte er dies Jahr allein vom Roggen an 40 Mandeln, das gab wenigstens 50 Scheffel ohne das Stroh, geben müssen, und nun den Zehnt von der Masse Hafer, Gerste und den Kartoffeln! Dass die Geistlichkeit und der Staat so schlecht rechnen könnten, glaubte er nicht, die Sache müsse doch noch ihren verborgenen Haken haben!

Nun mussten jene 21 Scheffel nach dem Wittenberger Martini-Marktpreise, das war der Preis des 11. November, gezahlt werden.

»Die Pfaffen stecken mit der Regierung unter einer Decke«, sagte er, »der Preis wird bis dahin so künstlich hoch gehalten, damit der Bauer recht viel zahlen muss, so war's ja früher bei den Kornrenten auch« — und

allerdings hatte Fiskus vor der Zeit der Rentenbriefe gern um diese Zeit seinen Bedarf am Markt gekauft, um den Preis zu halten — »nachher wird's kein Mensch haben wollen, und da wird's fallen und immer fallen!« —

Aber, das musste mit dem Kuckuck zugehn, es ging zwar anfangs um 4 Taler pro Wispel zurück, allein von da ab stand's, firm und fest! Gut Korn kostete 66 Taler und dabei blieb rege Nachfrage. Der Hafer kam 40 Taler, die Gerste kam 52 Taler, ja um die wertlosen Kartoffeln rissen sich bald die Brennereien und die Städter und zahlten 18 und 20 Taler für den Wispel.

Daneben hatte das Vieh sein Futter und gedieh, dass es eine Freude war. Ja das Wunder mit den Lupinen vollzog sich unter seinen eigenen Augen; die Schafe fraßen das Zeug mit einer wahren Wut und ließen alles andere dagegen stehn. Er konnte in die eine Raufe sein bestes Heu, in die andere Lupinen stecken: die Schafe liefen und drängten sich nach den Lupinen, sie schrien, wenn sie nur die Schoten rasseln hörten und nahmen so sichtlich zu dabei, dass selbst Thomas mit dem ganzen Gesicht lachte, wie noch nie in seinem Leben.

Es wäre eine ordentliche Lust gewesen bei solchen Zeiten zu wirtschaften, wenn ... ja das war der Haken — wenn der Junge, der Jerg, nur nicht so töricht gewesen und in die Welt gelaufen wäre!

\*\*\*

---

## **Note 2**

Es waren damals in den fünfziger Jahren noch bessere Zeiten für den Landbau, als heut, noch zerstörte keine Differenzialtarifwirtschaft der Eisenbahnen dessen Konjunkturen. Diese glückliche Zeit dauerte bis Anfang der sechziger Jahre. Die Rente in der Landwirtschaft resultiert auch keineswegs von hohen Getreidepreisen, sondern von der Höhe der Auslagen und Bruttoausgaben, die einmal zur Herstellung der Landbauprodukte gehören. Diese Ausgaben waren damals weit mäßiger, kurzum alle Erwerbsverhältnisse standen noch in eigentümlicher Harmonie zueinander, — die man heut — vergebens sucht, Anm, des Verf.

*[Back](#)*

## Zweiundzwanzigstes Kapitel – Der Richterspruch des Geldkastens

**M**enschen mit begrenzter und bestimmter Einsicht und fertiger Anschauungsform setzen uns oft in Erstaunen durch die rasche und sichere Konsequenz ihrer Handlungsweise. — Sie haben's leicht: ihre Erkenntnis geht nach den äußeren Tatsachen, sie haben die feste Überzeugung von der Untrüglichkeit ihrer Sinne und der Unfehlbarkeit ihres Verstandes, wenn er die Data der Sinne zu Gesetzen verarbeitet. Eine Kritik dessen, was hierbei die Sympathie oder Antipathie des Eindrucks auf ihr Gemüt für Anteil habe und wie weit dieser Anteil die Urteile modifiziert und verschiebt, liegt ihnen außer dem Bereich des Denkbaren. Glücklicherweise ist doch dafür gesorgt, dass die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Die Urteile dieser Menschen stehen und fallen auch mit den Tatsachen — nur mit dem ewigen Trugschluss, dass sie sich nicht irrten, sondern jene; und die oft naive Inkonsequenz, die sich in solcher Wandlung widerspiegelt, weiß immer Rat zu finden. Sie sucht einen seitwärts liegenden Grund und glaubt sich im Ernste wieder konsequent, wobei eben nichts als ihr Egoismus die Konsequenz ist. Die Geschichte bietet in ihren Ereignissen tausend solcher Beispiele, im Leben



begegnen wir ihnen auf Tritt und Schritt.

Bis gegen Weihnachten, bis wohin die Ausgaben in ziemlicher Ausdehnung anhielten, kam Martin Richter doch schon zu dem Gedanken, das Gut möge gar wohl die Zinsen von den 5100 Taler tragen, welche Georg seinem Besitztum aufgebürdet, selbst wenn die Preise doppelt und dreifach niedriger wären, als in diesem Jahre. Von irgendwelcher Buchführung über Einnahmen und Ausgaben war natürlich keine Rede. Er warf alles, was einkam, bunt durcheinander in seinen alten, großen eichenen Kasten, der unter seinem Himmelbett stand. Er nahm dann daraus, was er brauchte, und da er in dem ersten Halbjahr immer wohl zufrieden war, dass er so viel vorfand, als die Ausgaben betrug, ließ er die Reste ungezählt. —

Er hatte auch, wie sonst nie in seinem Leben, einen förmlichen Abscheu vorm Zählen. Gegen Weihnachten kam Andreas plötzlich mit dem Entschluss vorgerückt: er wolle fort, das Aufgebot sei bestellt und er wolle nun endlich seine Lene heiraten. Der Alte wurde wild. Allerdings war Andreas der Form nach im Recht; der Greis hatte ihm nicht, wie es Brauch war, zu Michaeli den Mietstaler gegeben, das war aber eben darum nicht geschehn, weil er ihn ganz als zum Hause gehörig betrachtete. Um keinen Preis wollte er den Knecht ziehen lassen, und sein Hauptargument lag in der Frage, was

denn der Jerg sagen werde, wenn er, der Andreas, die Wirtschaft im Stich ließe?

»Wer weiß, was aus dem Jerg geworden ist und ob er je wiederkommen wird«, meinte Andreas.

»Und Du willst's nicht besser machen und die Lene dazu, — was soll aus mir altem Manne werden? — Heirate und wirtschafte, wie Du willst — ich geh' nun auf mein Altenteil.«

»Das kann ich nicht auf mich nehmen«, erwiderte jener; »Ihr habt's angefangen und müsst aushalten.«

»Ich angefangen? Ich aushalten? Ja, ich mag's anfangen, wie ich's will, Ihr dreht's zum verkehrten Ende hin aus; ich will gar nichts mehr davon wissen.«

Indes der Alte so polterte, stand Andreas und schwieg; dies Argument gefiel dem Alten noch viel weniger.

»Andreas«, fing er wieder an, »mach' keine Visimatenten, gib mir die Hand! Heirate, und geh' drüben in die Stube, im Hof, oder wohne hier, wie Du willst, aber Ihr helft mir beide fortwirtschaften. Es soll Euer Schade nicht sein.«

Das geschah schließlich und der Alte war splendid, wie noch nie in seinem Leben. Er stattete drüben die Hofwohnung vollständig aus, überließ Lenen obendrein vier Wochen lang den ganzen Ertrag der Milchwirtschaft, schenkte dem Andreas am Trauungstag extra 30 harte

Taler und richtete die ganze Hochzeit aus. Als gegen das Ende des Februar das meiste Getreide verkauft, die Steine alle abgesetzt und bezahlt waren und er noch zum Schluss auf einem Brett von einer benachbarten Brennerei für 45 Wispel Kartoffeln bare achthundert Taler eingestrichen hatte, nahm er eines Tages den Andreas und führte ihn mit sich zum Geldkasten. Er schlug den Deckel auf und Andreas sah mit Erstaunen, wie der ganze Boden der Lade mit Silbermünzen und Papiernoten bunt durchmengt und bedeckt war, dass das alles wenigstens vier Zoll hoch liegen musste.

»Mir graut allein vor der Verantwortung«, begann der Alte, »und es muss doch einmal gezählt werden, damit man weiß, was es ist. Dass dieser Jerg in die Fremde laufen musste! Wenn er hier blieb, dann könnt' ich heut zu ihm sagen: Da nimm's, Junge, und trage etwas von Deinen Schulden ab! Nun müssen wir's beide tun.«

Er suchte nun erst 206 harte Taler auf und legte sie beiseit.

»Das sind die Zinsen für die 5150 Taler. Nun wollen wir an das andre gehn.«

Andreas musste jeden Papierstreifen bei Licht besehn und seinen Wert herausstudieren, und das war keine Kleinigkeit, denn gerade in diesen Jahren war Preußen überschwemmt von den verschiedenartigen Papiertalern der dreißig Kleinstaaten, und dazwischen liefen noch die

Zehn- und Fünftalernoten der kleinen Banken. Deshalb geschah es, dass die Zählung volle sieben Stunden dauerte, bis dann endlich jegliches Hundert, gesondert, auf Tische, Stühle und Bänke in der Stube umher gelegt war. Der Alte war sichtlich aufgeregt, das mühselige wichtige Geschäft machte ihm Kopfzerbrechen und nahm ihm die Sinne gefangen.

»Nun zähle mir die Hundert langsam und genau; ich bring's nicht mehr zuweg, ich verzähle mich«, sagte der Alte und setzte sich beiseite.

Andreas zählte langsam bis fünfzehn.

»Sind sie nun alle?« rief jener.

»Gott bewahre, noch lange nicht«, entgegnete Andreas.

Da sprang der Alte auf und lief durch die Stube. Andreas zählte bis zwanzig. Der Alte prustete:

»Halt«, rief er, »Du zählst wohl die Haufen zweimal — fang' noch einmal an!«

Andreas fing von neuem an. Als er wieder bis zwanzig war, hielt sich der Alte die Hände vor die Augen. Allein das ging immer noch fort, eins nach dem andern — schon sagte Andreas sechsundzwanzig! — Da griff er nach den Ohren.

»Gott straf' mich«, rief er, und strampelte mit den Beinen, wie ein widerwillig Kind. »Hör' auf, hör' auf Junge, bist Du verrückt?« tobte er, immer noch die Ohren

zuhaltend.

»‘s ist alle«, sagte Andreas.

Er musste das aber noch zweimal laut schreien, ehe es der Alte durch die verschlossenen Ohren vernahm. Da erst ließ er die Hände sinken und atmete hoch auf.

»Andreas, nun nimm die Kreide und schreib' dort an die Tür: 400 Taler an meine Tochter, 300 an Andreas Schlüter in Borna, 300 an Peter Dümke auch da, 700 an Fritze Specht ebenda, 500 an den Müller in Rädigke, 400 an Hans Sperrfeld eben da. Das müssen 2600 Taler sein, die hab' ich vorm Jahre geborgt, das andere hatt' ich noch selber. Nun nimm und trag's ab; ein jedes an seinen Ort. Die Zinsen nimmst Du von jenem ersten Geld — warte Schalk! Die hast Du wohl mitgezählt?« fuhr er dazwischen.

»Nein«, sagte Andreas, »die hattet ihr ja dort ins Tuch gebunden.«

»Nun gut, davon nimmst Du zu jedem hundert vier, das Jahr ist zwar noch nicht um, fehlen noch vier Monat; aber beim Borgen muss die Flicke größer als das Loch sein. Was übrig bleibt, sind meine Zinsen, und — merke Dir's noch: die 30 Taler, die ich Dir gab, sind nicht von hier genommen, die sind von meinem Eigenen. Und nun will ich nichts mehr mit dem Hof zu tun haben. Ich zieh' drüben in mein Altenteil. Wie kann man's wissen«, rief er

zum Schlusse laut und unwirsch, »wenn's unsereinem nicht gesagt wird, dass der Jerg aus meinem Schulzenhof einen richtigen Amthof gemacht hat?«

Der Alte wollte nun um jeden Preis erfahren, wo sein Sohn sei. Er ging hinüber zum Pastor, mit dem er seit der Übernahme des Hofes fast gar nicht verkehrt hatte. Er glaubte, dieser oder die Toni müssten von Georgs Aufenthalt wissen. Als er auch hier nichts erfuhr, beschloss er ein öffentliches Aufgebot ergehen zu lassen. Er ging ins Landratsamt; bei dieser Gelegenheit sagte ihm der Kreissekretär, dass sich sein Sohn unterm 20. Juni vorigen Jahres einen Auslandspass nach Berlin habe schicken lassen mit der Angabe des Zieles: Türkei und Russland. Der Schrecken fuhr dem Alten in alle Glieder, dort war Krieg. Sollte der Jerg gar in den Krieg gegangen sein? Er ließ sich die Adresse von Berlin aufschreiben, wohin der Pass gesandt war, und beschwor den Pastor, augenblicklich nach der Hauptstadt zu reisen und dort des Weiteren zu forschen. Der Pastor reiste und kam wieder; er hatte herausgebracht, dass Georg mit der Passvisierung des englischen Gesandten wirklich nach dem Kriegsschauplatze abgereist war.

Das war alles.

Nun setzte sich der Alte und schrieb dreimal denselben Brief in seinem wilden Deutsch und schickte ihn von drei verschiedenen Poststationen ab mit der Adresse:

*»An Jerg Richter bei der englischen Armee in der Krim.«*

Wir setzen den Brief her:

*»Was bist Du für ein Kerl, laufst in die Welt und gar in den gefährlichen Krieg, und lässest Deinem alten Vater die Wirtschaft auf den Hals. Ich will sie aber los sein, das sage ich Dir hiermit. Bist doch gerade wie Deine Mutter selige, war auch so ihre Art; wenn's ihr zu viel wurd', weinte sie und war still und hätte doch erst recht das Mundwerk rühren sollen, damit man weiß, wie's gemeint ist. Das Korn ist nun nicht auf acht Groschen gefallen, sondern kostet hier zu Land fast drei Taler und das gibt heidnisch viel Geld. Komm' zurück und wenn Du Soldat bist, kauf' Dich los; ich schicke den Andreas mit dem Geld. — Heiraten kannst Du auch, wen Du willst, denn der Amthof kann eine Prinzessin ernähren. Andreas grüßt Dich und Toni weint viel, das hab' ich ihr angesehen. Nun erhalt Dich der liebe Gott gesund und bringe Dich bald zurück.*

*Dein Vater*

*Martin Richter.«*

Von der Toni war es nicht ganz wahr, was er schrieb; er wollte nur den Georg damit unruhig machen. Sie weinte nicht, wenigstens sah es kein Mensch. Sie lebte still in

den Geschäften des Tags, war zwar ungewöhnlich blass, aber stets gefasst und selbst die plötzliche Gesinnungs-Umwandlung des Alten konnte ihr kaum ein schwermütiges Lächeln abgewinnen. Der Alte hatte sich in seiner Auszugswohnung eingerichtet und ließ Andreas nach Gutdünken wirtschaften. Er war nicht mehr zu bewegen, sich um das Geringste zu bekümmern. Der Knecht hatte alle die angegebenen Schulden bezahlt und die Reste der noch unverkauften Getreidevorräte deckten bei diesen Preisen noch reichlich die laufenden Ausgaben.

Der Schulze aber harrte von Woche zu Woche auf Nachricht von seinem Sohn; allein es kam kein Brief und der Jerg selbst blieb ebenfalls qualvoll lange aus. Die Träume der unruhigen Nächte und die ungewissen Gedanken des Tags, die schreckvollen Einbildungen, ihn als Krüppel, mit einem Arm oder einem Bein hereintreten zu sehn, machten selbst seine starke Natur ganz elend. Er fühlte sich gestraft und keine noch so kunstvolle egoistische Deduktion konnte die immer wiederkehrenden Gewissensvorwürfe hinweg rasonieren.



## Dreiundzwanzigstes Kapitel – Der Gott des Verständnisses

**W**ieder war es an einem Nachmittag des Juni. Die Sommersonne lag voll und brennend auf der Landschaft. Die Burg Rabenstein mit ihrem wettergrauen Gemäuer und Strebepfeilern am Fuß von hellerem Weinlaub und dunklerem Efeu umrankt, stand in der Sonne wie in einem Leuchtmeer. Die steilen Abhänge, die tiefen Schluchten und die wieder aufstrebenden Wände in ihrem sattgrünen Laubschmuck lagen da wie im Mittagschlummer, und die braunen Wipfel der zweihundertjährigen Kiefern, die das lichte Grün durchbrachen, schienen wie dunkle Traumgedanken dem allgemeinen Wohlbehagen zur Folie zu dienen. —

Über Hügel und Tal aber flimmerte die blaue Luftmasse wie glitzerndes Stahlgewebe und schwebte fern über der Ebene wie ein leise wogendes durchsichtiges Meer. In solcher Sommerstille ist es, als habe die Luft den Schall verloren. Man hört nichts, als das Gesumme der zahllosen Insekten, deren Lebenselement diese Brutwärme ist. Ein Wanderer schritt seitwärts um den Rabenstein herum. Sein Wagen fuhr auf dem Umweg durch die Talsohle auf der Straße. Er war ausgestiegen, um den näheren Fußweg von Klein-Marzehns auf durch die Berge zu verfolgen. Er stand an

der Stelle, wo er einst, von den Verhältnissen gedrängt, den Entschluss fasste, dort drunten im Dorf den Dienst in seines Vaters Hause anzutreten, bis ihn die Jämmerlichkeit der Alltagswelt und seine eignen Zweifel über die Richtigkeit der Gesetze der Volkswirtschaft von dort vertrieben. Er kam wirklich von der Krim, wohin er sich durch alte Bekanntschaft und durch den günstigen Umstand, dass einer bedeutenden Berliner Zeitung ein Korrespondent auf dem Kriegsschauplatze fehlte, vor Jahr und Tag hatte treiben lassen. Georg blickte hinab ins Tal, das wieder und wieder in seiner Naturschönheit sein Herz gefangen nahm. Ein flüchtiges Lächeln ging über sein Gesicht. Er fühlte, dass ihm das Organ für die Naturbetrachtung doch nicht verloren gegangen und wunderte sich, selbst auf diesen Hof da drunten, diese seine schmerzreiche Schöpfung, mit seinen stattlichen Gebäuden und seinen brennendroten Ziegeldächern so freien und klaren Blicks hinabschauen zu können, — als er sich plötzlich durch die Dazwischenkunft des Amtmanns vom Rabenstein gestört sah.

»Ich grüße Sie, Herr Kollege!« schrie jener laut und ungeniert, als wäre niemals zwischen beiden etwas vorgefallen. »Es ist gut, dass Sie endlich wiederkommen und Ihren alten Vater erlösen.« —

»Ich wundere mich, dass Sie ihn nicht erlöst haben; Sie schienen doch damals ...«

»Ach lieber Kollege«, fiel der Amtmann ein, der jene Eigenschaft, sich in die Umstände zu schicken, welche das Volk mit dem Worte »abgebrüht« bezeichnet, im vollsten Maße besaß, — »ich tat es ja nur, weil mich die leidigen Rechtsanwälte bang um mein Geld machten. Wer konnte auch damals ahnen, dass Ihre Verbesserungen das Gut so heben würden, wie es sich herausgestellt hat! Das können Sie mir doch nicht mehr übelnehmen; wir sind sonst gute Freunde gewesen, und ich hoffe, wir werden es bleiben, zumal wir so nahe Nachbarn sind.«

»Das sind wir allerdings«, sagte Georg und empfahl sich, indem er bei sich dachte: Ja, gute Freunde! Das heißt: guten Tag und guten Weg und damit gut. — Man darf sich auch nicht über jeden Mistkäfer ärgern, und wenn er einem selbst in der schönsten Landschaft um die Nase brummt.

Georg eilte hinab; denn drunten sah er schon seinen Wagen vor dem Schultenhof halten; er sah, wie sein Vater mit bloßem Haupte auf den Hof stürzte und ihn hinter dem Halbverdeck des Wagens suchte, bis ihm der Kutscher mit dem Peitschenstiel zeigte, dass sein Sohn zu Fuß komme. Stracks eilte der Greis, schneller als seine Kräfte ihm erlaubten, den Fußweg daher und er empfing seinen Sohn mit einer Freude, die dieser niemals an seinem greisen Vater wahrgenommen. Als sie sich nach der Umarmung in einem Momente schweigend ansahen,

brach der Alte in ein lautes Weinen aus, zwischen dem er sagte:

»Jerg, verzeih' mir, ich bin von der alten Welt; hab' in meinen siebenundsiebzig Jahren das noch nie erlebt, was ich dies Jahr in diesem Hof hab' erleben müssen. Ich sag' Dir's nun frei. Du hast doch nicht umsonst in den Büchern studiert gehabt.«

»Vater, ich weiß ja selbst noch nicht, ob meine Rechnung so ganz richtig war ...«

»O, richtig wie Gold, Jerg, wenn die Preise dies Jahr noch so hoch bleiben, so bist Du schuldenfrei, hast einen stattlichen Amthof und sitztest wie ein König im Land.«

Das hatte Georg selbst nicht erwartet und er lauschte den abgebrochenen Erzählungen des Alten, unter denen sie ins Dorf kamen. —

Er musste den Vater am Arm in die Stube führen, denn von der Anstrengung und Aufregung wankten seine Knie. Da kam die muntre Lene auf der Küche, rot wie eine Kirsche; sie bewillkommnete den neuen Herrn, und als sie den Alten so außer Atem sah, wunderte sich Georg nicht wenig, wie sie den Greis förmlich ausschalt über sein Laufen, was dieser doch ruhig hinnahm; wofür sie ihm wieder im Guten zuredend, Pfefferminzküchelchen zur Stärkung brachte. Unterdessen stand Georg am Fenster und sieh! Da saß Toni im Pfarrhaus, wie er sie

stets sitzen gesehn, still über ihre Arbeit gebeugt. In derselben Minute war er drüben. Sie flog vom Stuhl, als wollte sie entfliehen, wie das scheue Rebhuhn, das den Jäger kommen sieht. Er aber umschlang sie, während sie, sich sanft auf seinen Armen loswindend, in Tränen ausbrach, Georg stutzte, er begriff das nicht.

»Georg, willst Du mich töten? Kennst Du dieses Heft und dieses Buch?« — rief sie und öffnete ihren Nähtisch, ihm jene Abhandlung zeigend und den Band des großen Arthur.

»Was ist's damit?« fragte Georg.

»Lebt jene Philosophie der Entsagung noch in Deiner Überzeugung, infolge deren Du dieses geschrieben?«

»Allerdings«, versetzte jener.

»Inkonsequenter Mann!« rief das Mädchen mit der Energie eines jahrelang durchdachten Schmerzes, — »dann musst Du auch — der Liebe entsagen.«

»O Toni, missversteh' mich nicht. Ist das Leben nicht arm und elend genug, dass es auf dieser Entsagung einen Trost schöpfen mag? Der Trost aber ist der: dass man in seinem voll und ganz durchdachten Elend die Wahrheit fassen und verstehen lernt, dass der Tod und das Ende dieser Welt kein furchtbares Gericht, sondern die Hoffnung endlicher Erlösung sei. Soll und kann der

Gedanke des Todes den Tod sogleich selbst schaffen? — Nein, er ist es nur, der mich mit ihm versöhnt, damit ich das Leben ertragen lerne, denn — wir müssen leben, so lange wir ein Teil des ewigen unvertilgbaren Lebens sind.«

»Nun, dann sage mir, wie willst Du das alles mit der Liebe versöhnen? Wo ist ihre Stätte? Ich sehe sie nicht.«

»Ach«, rief Georg, »ich ahne, was Dich bewegt. O, Geliebte, die Natur schuf in ihrem Traum der Schöpfung das Auge als das Höchste, was sie ersinnen konnte. Sie schuf sich einen Spiegel, denn sie wollte hineinschauen, um zu wissen, was sie selbst sei. Als sie aber hineinblickte, erschrak sie, denn sie sah sich darin arm, elend und hässlich allein hinter ihrem eignen Bilde erblickte sie Wald, Feld, Berg und Tal und die ganze Schöpfung in wunderbarer Wahrheit und Treue; da versank sie in die Anschauung alles dessen und vergaß sich selbst darüber: da sah sie die Schönheit und empfand die Liebe.«

»O, das klingt tröstlicher als das Kloster, das mir immer vorschwebte«, erwiderte das verschämte Mädchen und schmiegte sich an seine Seite.

»Georg, lass' mich der Liebe leben!«

»Und lass' mich der Kunst und der Wissenschaft dienen, soweit meine Kraft reicht! Und wenn mir im

tobenden Gewirr der Welt, wenn mir in Hader und Hass und Neid der Glaube an die Menschheit wankt, wenn mich die Entmutigung befällt, dann will ich bei Dir Trost und Erquickung suchen, denn sieh, ich fühle, Du verstehst mich!«

»O, ich versteh' Dich!« rief Toni und sank in seine Arme.

»Ja, Ihr versteht Euch!« rief der Pastor, der in diesem Augenblicke mit dem greisen Martin Richter eintrat, — »und was der Gott des Verständnisses zusammengefügt, das soll der Mensch nicht scheiden.«

»Und was sich so miteinander herzt und küsst, das mag wohl füreinander bestimmt sein!« sagte der alte Schulze, und sein Auge strahlte so heiter auf den buschigen Augenbraunen, wie die Sonne, die hinter der Abendwolke hervorbrechen will.

\* \* \*

# Vierundzwanzigstes Kapitel – Schluss

**G**eorg war wieder Herr. Das Jahr 1855, das so hohe Preise aufwies, dass sie an das Jahr der Teuerung, 1847, erinnerten, trotzdem im hiesigen Landstrich die Ernte wenig schlechter war als sonst, machte Georgs Gut schuldenfrei und ließ ihn selbst noch die nötigen Bauten und Meliorationen ausführen. Die rasende Lust des Wirtschaftens, die er vor seinem Ausfluge nach der Krim bewiesen, kam aber nicht wieder. Andere Gedanken und Entwürfe bewegten sein Herz. Als sein alter Vater gestorben war, gab er das Gut seinem treuen Haushalter Andreas in Pacht; die Pachtsumme war mäßig und doch erreichte sie bei unparteiischer Abschätzung die Höhe von Talern. Georg lebte in der Stadt seinen Studien und geistigen Arbeiten; er verbrachte nur im Sommer einige Monate in der Einsamkeit seines Heimattals als auf seinem Landsitz, in dem er für sich und seine Familie eine Wohnung vorbehalten hatte.

Die kluge Toni ward Mutter dreier bildschöner intelligenter Kinder.

Andreas verdarb noch weniger; er war und ist ein tüchtiger Ökonom, der jedes Ding an seiner rechten Stelle anzufassen weiß, und ist in den Umständen, dass er sich jeden Bauernhof im Lande kaufen kann, wenn er nicht



vorzüge, seine gute Pachtung zu behalten.

Der Pastor aber quittierte bald seine Stellung und zog zu seinem liebsten Kinde in die Stadt, wo er nichts Lieberes tut als seine blondlockigen Enkel auf dem Schoß reiten zu lassen und sie mit Specterschen Fabeln und Grimmschen Märchen zu unterhalten.

\* \* \*

Ende

---

Geprüft:  
Sigil FlightCrew  
Sigil EpubCheck



